

**Memo an mich –
Mittlerer Westen und
Rocky Mountains**

Yves Gorat Stommel

**Memo an mich –
Mittlerer Westen und Rocky Mountains**

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an Melanie, Kaye, Lieven und Nerys – dafür, dass Ihr diesen Urlaub mitgemacht und nicht schlapp gemacht habt.

Impressum

Memo an mich – Mittlerer Westen und Rocky Mountains
© Yves Gorat Stommel
2020

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Vorwort / Warnung

Die *Memo an mich* Reihe dokumentiert einige meiner persönlichen Reiseerlebnisse – solo, mit Freunden oder mit Familie. Ich bin kein Extremsportler, Weltensegler oder Schatzsucher. Ebenso wenig habe ich den Anspruch, Reiseführer im eigentlichen Sinne zu schreiben (dazu fehlen mir sowohl das Wissen als auch der Anspruch auf Vollständigkeit). Die *Memo an mich* Reihe ist daher als eine Art persönliches Tagebuch, als eine Erinnerung gedacht. Anfangs fand die Veröffentlichung dementsprechend allein unter dem Aspekt der Zugänglichkeit des Textes für den direkten Familien- und Bekanntenkreis statt. Natürlich sind andere Leser nichtsdestotrotz herzlich eingeladen, einen Blick hineinzuworfen. Wer weiß, vielleicht inspiriert der ein oder andere Text zur nächsten Reise?

Protagonisten

Nerys

Grundinfos: weiblich, acht Jahre alt

Urlaubsstärke: wenn man sie ablenkt, hat sie ein unendliches Durchhaltevermögen

Urlaubsschwäche: will immer »nochmal«, wie das Baby in der Trickserie Dinosaurus

Lieven

Grundinfos: männlich, zehn Jahre alt

Urlaubsstärke: fasziniert vom Tierreich

Urlaubsschwäche: erzählt jedem der es (nicht) hören möchte vom Tierreich

Kaye

Grundinfos: weiblich, gute elf Jahre alt

Urlaubsstärke: Running Gags

Urlaubsschwäche: Naturphobie

Melanie

Grundinfos: weiblich, 38 Jahre alt

Urlaubsstärke: bremst mich ein, wenn ich zu viel geplant habe

Urlaubsschwäche: bremst mich ein, wenn ich zu viel geplant habe

Yves Gorat

Grundinfos: männlich, 41 Jahre alt

Urlaubsstärke: FOMO – dadurch sehen wir viel

Urlaubsschwäche: FOMO – dadurch steht Entspannung nicht im Fokus

24. Mai 2019: New Orleans, Denver, Estes Park, Rocky Mountains, Laramie

Es ist etwa 3 Uhr morgens, als mir wieder bewusst wird, warum man keine Hotels in der direkten Umgebung von Flughäfen buchen sollte: Im Zimmer über uns setzt sich eine Großfamilie lautstark in Bewegung. Als direkte Folge wird mir nun leider auch bewusst, dass Lieven, unser mittlerweile 10 Jahre alter Sohn, im Bett neben dem unseren inmitten seiner beiden Schwestern (Kaye, 11 Jahre alt, und Nerys, 8 Jahre alt) lautstark vor sich hin schnarcht und röchelt. Da ich aus Erfahrung weiß, dass eine Umpositionierung seiner weit von sich gestreckten Gliedmaßen nicht zum gewünschten Erfolg führen wird, schiebe ich mir resignierend Ohrstöpsel in die Gehörgänge und schlafe wieder ein.

Leider nur bis 5 Uhr. Dann geht es schnell zum Flughafen in New Orleans, bei dem die Parkplätze voll sind. Als wir endlich einen finden (einen Kurzzeitparkplatz, der uns bei den über zwei Wochen Parkzeit teuer zu stehen kommen wird), schaffen wir es aufgrund des riesigen Reisenden-Aufkommens zum Memorial Day Wochenende nur knapp ins Flugzeug. Jeder Platz ist besetzt. Als wir unsere schließlich ausfindig machen, beobachte ich amüsiert, wie Lieven mit gewisser Unruhe feststellt, dass sein Sitz keinen eigenen Bildschirm aufweist. Noch nicht ganz verzweifelt, schaut er mich hoffnungsvoll an und fragt, was »Live streaming on your personal device« bedeutet, um sich nach meiner Antwort enttäuscht zurückzulehnen.

Fast drei Stunden dauert der Flug von New Orleans nach Denver. Nachdem Kaye und Lieven, die neben mir sitzen, ein wenig Schlaf nachgeholt haben, ist ihnen langweilig und ich lenke sie mit Albernheiten ab. Vermutlich bleibt ihnen diese kindliche Freude nicht mehr lange erhalten. Ich frage mich leicht beunruhigt, mit welchen bindenden Elementen ich zukünftig unsere Beziehung füttern soll.

- »Papa!«, boxt Lieven mir in die Rippen. »Papa, Schnee!«
- Schräg unter uns zeigen sich die weißen Gipfel der Rocky Mountains.
- »Gehen wir da hin?«
- »Nicht direkt auf die Gipfel, aber grundsätzlich ja.«
- »Yes!« Eine geballte Faust. »Dann können wir Schnee anfassen!«
- »Ich weiß nicht, ob der Schnee noch in den Tiefen liegt, wo wir wandern.«

»Wandern?« Ein Rückschlag, aber noch überlagert die Vorfreude auf solides Wasser die negative Nachricht. »Also vielleicht kein Schnee? Dann Eis? Dürfen wir Eis anfassen?«

Ich zeige auf meinen Plastikbecher mit den darin enthaltenen Eiswürfeln. »Knock yourself out.«

»Ha, ha, witzig!«, sagt mein Sohn und dreht sich wieder zum Fenster.

Für die Stadt Denver nehmen wir uns keine Zeit, sondern machen uns mit dem Mietwagen (Kilometerstand: 7933 Meilen) sofort auf den Weg nach Nordwesten. Etwa anderthalb Stunden dauert die Fahrt nach Estes Park, Colorado. Unter einem blauen, klaren Himmel, allerdings mit kontinuierlich fallenden Temperaturen. Die in der Ferne liegende Gebirgskette kommt immer näher, bis wir uns schließlich auf der Autobahn durch Schluchten schlängeln, links durch roten Felsen begrenzt, rechts durch grüne Hänge.

In Estes Park legen wir nach einem schnellen Mittagessen im Big Horn Restaurant eine erste Vollbremsung hin, als wir plötzlich neben uns eine Gruppe von Elchen sehen. (Gruppe? Schule? Herde?). Fotos werden geschossen, ein erstes Hochgefühl ergreift uns alle. Jetzt sind wir wirklich im Urlaub.



Der nächste Halt ist das Beaver Meadow Visitor Center, die größte Anlaufstelle für Touristen innerhalb des Rocky Mountain National Park. Auch hier Überraschungen, in diesem Fall der negativen Art: Gleich drei Rückschläge erwarten uns. Nicht nur ist die Trail Ridge Road aufgrund von spätem Schneefall noch nicht für die Saison eröffnet worden; zusätzlich ist

der Parkplatz am Bear Lake voll UND es fahren sonderbarerweise am vollsten Wochenende des Jahres keine Shuttlebusse. Eine Erklärung dafür hat unser Gegenüber, ein Park Ranger, auch nicht. Allerdings scheint er grundsätzlich nur mäßig Interesse an seiner momentanen Aufgabe (Touristenberatung) zu haben, da er unsere Unterhaltung damit begann, uns erleichtert darauf hinzuweisen, dass er in zwei Minuten seinen Rangerhut für heute an den Nagel hängen kann.

»Was sind denn dann unsere Optionen für Bear Lake?«, frage ich ihn.

»Morgen wiederkommen«, schlägt er vor.

Ich bemerke, dass wir da längst in Wyoming oder South Dakota sein werden. Er schlägt andere Trails in der Umgebung vor. Als ich ihn frage, ob wir die Trail Ridge Road nicht bis zum Ort der Sperrung befahren können, meint er, dass sei eine gute Idee (wäre hilfreich, wenn zukünftig er solche Vorschläge bringen würde, und nicht die Touristen, denen er eigentlich helfen soll), wir könnten es dann ja in etwa 2,5 Stunden nochmal beim Bear Lake versuchen.

Während beim Visitor Center noch kaum Schnee lag, wird die Umgebung bei unserem gewundenen Weg die Hänge hinauf schnell immer weißer. Die Kinder halten es kaum noch aus, so dass wir schließlich an dem zweiten oder dritten Parkplatz anhalten. Während Melanie noch die Regeln formuliert, springe ich bereits aus dem Auto, um die ersten Schneebälle für die Kinder zu kneten. Also, nicht in dem Sinne, dass ich sie den Kindern gebe, sondern so gemeint, dass sie kaum aus dem Auto steigen können, bevor sie bombardiert werden.

Melanie versucht die Rolle des Erwachsenen einzunehmen, während die Kinder laut quiekend durch die Gegend rennen. Außer Atem, mit frierenden Händen, aber glücklichen Gemütern, kehren wir zum Auto zurück.



Ein Stück höher die Trail Ridge Road entlang steigt der Schnee zur Hangseite in immer größere Höhen. Gute zwei Meter hoch ist die weiße Wand hier bereits, und nachdem ich die Kinder davor fotografiert habe, erlaube ich dem Kind in mir, nach großspuriger Vorankündigung superheldenmäßig meine Faust in die Wand aus Schnee zu boxen.

Zumindest war das der Plan.

Den Rest des Tages schaue ich immer wieder wehleidig auf meinen blutigen Knöchel, dem die vereiste Oberschicht des Schnees Einhalt geboten hat. Immerhin ziehen meine Kinder noch lange Freude aus dieser Episode.

Auf der Rückkehr von der Sperrung erspähen wir eine Herde von mindestens vierzig Elchen, die über die Felder spurten. Durch diese Verzögerung gelangen wir tatsächlich erst gegen halb drei zum Bear Lake – genau wie vom Ranger vorgeschlagen. Und so finden wir auch nach nur fünf Minuten einen Parkplatz. Die Wanderung kann beginnen.

Wobei es dann weniger eine Wanderung und eher ein Schlittern und Rutschen wird. Denn der Schnee ist hier mehr als ein Meter tief, allgegenwärtig und die Erklommung dementsprechend mühsam. Das Resultat ist, dass zwei von drei Kindern weinen, weil sie dauernd wegrutschen. Doch weil es Kinder sind, ist das sich kurz darauf einstellende Resultat das exakte Gegenteil: Drei von drei Kindern lachen vor Spaß laut auf – weil sie dauernd wegrutschen.

Kinder ... Neben der vollständigen Freiheit von Logik teilen sie uns mit zunehmendem Alter auch immer öfter ungefragt ihre unqualifizierte Meinung mit. So in diesem Fall Kaye, die mit Melanie hintenan läuft. »Mama, wenn du am Rand läufst, rutschst du nicht ... Whoah!«

Ein schallendes Lachen von Melanie folgt, als die Tochter sich erneut aufs Gesicht legt (dabei allerdings auch lachend).

Wobei der gesamte Park von lauten Aufschreien und Lachen durchdrungen ist. Überall rutschen und schlittern Parkbesucher über und von den Pfaden. Zwar kommen wir dementsprechend nur langsam voran, doch dafür lässt sich die Aussicht länger genießen. Wir besuchen über das Nymph Lake und das Dream Lake (beide sind zugefroren) schließlich den Emerald See, welcher in einem natürlichen Amphitheater liegt. Sehr beeindruckend – aber nicht von uns allen gewertschätzt. Denn zwei von drei Kindern leiden unter der Höhe. So rutschen wir die Trampelpfade kurz darauf wieder herunter, um uns gegen kurz nach fünf auf den Weg nach Estes Park zu machen.



Wir kommen nicht weit. Denn nach wenigen Minuten meldet sich Nerys mit der Aussage, dass sie spucken muss.

Vollbremsung. Türen entriegelt: Melanie springt raus, hält Nerys die Haare zurück und sagt: »Und jetzt spucken«.

Nerys folgt der Aufforderung, indem sie ein kleines bisschen Speichel von sich gibt, begleitet von dem typischen »«Ptchu«-Geräusch.

Lautes Gelächter von den restlichen Familienmitgliedern.

»Ich meinte richtig spucken«, klärt Melanie ihre Tochter auf.

Das Resultat ist deutlich voluminöser, doch danach geht es Nerys besser. Wir fahren weiter, erleichtert, dass wir rechtzeitig anhalten konnten, und nicht unsere halbvolle Tüte mit Pistazien (das Backup-Behältnis) opfern mussten.

»Hast du einen Metallgeschmack im Mund gehabt?«, fragte Melanie. »So wie Blut?«

»Ja«, bestätigt Nerys.

Kurze Stille im Auto, währenddessen ich überlege, ob ich mir die Diskussion wirklich antun soll.

Schließlich ich so: »Metallgeschmack?«

Und Melanie so: »Ja, das ist ein Anzeichen dafür, dass man brechen muss. Vor dem Spucken hat man immer Blutgeschmack im Mund.«

Und ich so (nach erneuter kurzer Überlegung): »Kurz bevor ich spucken muss, habe ich in der Regel Alkohol-Geschmack im Mund.«

Was mich (inhaltlicher Link) zu einem T-Shirt führt, welches wir kurz darauf in Estes Park sehen. Darauf abgebildet ein normaler Bär, darunter der Schriftzug »Sobear«. Daneben ein aufgelockerter Bär mit dem Schriftzug »Not so sobear«. Darüber freue ich mich noch die ganzen nächsten zwei Wochen.

Ach, und noch ein Zusammenhang, in diesem Fall zum Thema Bär: Kurz auf Nerys' Brechaktion verfällt vor uns die Bergstraße in Chaos. Autos stauen sich, Leute rennen über die Straße. Wie es sich für ordentliche Touristen gehört, folgen wir dem schlechten Vorbild der anderen, parken unser Auto mittig auf der Straße, ignorieren die Fragen der Kinder und hechten aus dem Auto, um in die gleiche Richtung zu schauen, in der auch alle andere stieren.

Ein Braunbär!

Der Teddy befindet sich schräg vor uns (wir stehen auf einer Brücke) und scheint sich den etwa 50 Menschen dort über ihm nicht bewusst zu sein. Sehr beeindruckend. Erst die langsam lauter werdenden Beschwerden der Autofahrer sorgen für die Auflösung des Verkehrschaos.



Erneut kommen wir nicht weit, da nun Kaye schwächelt. Wir halten an, doch die frische Luft scheint zu helfen. Also wieder rein ins Auto, nur um nach Sage und Schreibe 20 Metern von Nerys zu hören, dass sie wieder brechen muss. Also erneute Vollbremsung und Nerys entledigt sich der beim ersten Brechversuch übersehenen Magenreste. Nun schaffen wir es auch bis nach Estes Park, doch dort alarmiert uns Kaye ein zweites Mal. Bis auf mich folgen ihr alle aus dem Auto und sie verteilt ihr Mittagessen großzügig auf dem Fußgängerweg. An diesem Tag lernen wir nebenbei bemerkt auch, dass unsere beiden Töchter sich sehr unterschiedlich übergeben. Nerys bringt das ganze recht gesittet hinter sich, mit einem breiten Strahl vertikal vor die Füße. Kaye ist eher eine Anhängerin der explosiven Natur, welche die breitere Umgebung mit einbezieht.

Das Abendessen fokussiert sich folgerichtig hauptsächlich auf Lieven, Melanie und mich. Kaye und Nerys schauen indes etwas blass zu, wie wir drei uns das nepalesische Essen einverleiben. Dann spazieren wir durch das idyllisch-kitschige Bergdorf, bevor wir uns gegen sieben Uhr auf den Weg nach Laramie, Wyoming, machen.

Die erste Stunde kurven wir durch eine schöne Schlucht, mal rechts und mal links neben dem Fluss. Wunderschön, so wie man sich einen Roadtrip vorstellt. Danach weichen die Felswände zurück und wir fahren über eine sanft geschwungene Landschaft, die sich unendlich in alle Richtungen auszubreiten scheint. Kaum noch Häuser oder Autos. Es wird dunkel und wir verlassen Colorado. Dunkle Wolken zeichnen sich am Himmel ab, wie von Dali gemalt. Richtiggehend beruhigend.

Als wir nach über zwei Stunden im Hotel in Laramie eintreffen, geht mir aus irgendeinem Grund durch den Kopf, dass ich immer noch nicht verstanden habe, wie sich die englischen Begriffe »Moose« und »Elk« mit dem deutschen »Elch« zusammenbringen lassen – und meine bisherige Benennung vermutlich nicht ganz sauber ist. Aber statt das allwissende Internet zu Rate zu ziehen, schreibe ich lieber diesen Bericht und gehe dann schnell schlafen.

25. Mai 2019: Laramie, Wyoming Territorial Prison, My Cow, Cascade Falls, Hot Springs

«My cow!», ruft Nerys.

«My cow, my cow, my cow, ...», fallen alle anderen im Auto in den Chor mit ein.

Das Spiel genannt 'My cow': Eine Möglichkeit, lange Autostrecken mit reduzierter Langeweile hinter sich zu bringen. Dabei ruft jeder, der eine Kuh sieht, laut »My Cow!«. Damit ,gehört' die Kuh der Person, die zuerst gerufen hat. Für die städtischen Umgebungen gelten auch gelbe Autos als Kuh. Als nächstes müssen die Kühe registriert (Hotels am Wegesrand, »Register my cow!«) und verheiratet (Kirchen, »Marry my cow!«) werden. Wir haben außerdem noch Restaurants (»Feed my cow!«) hinzugefügt. Wird dagegen ein Friedhof entdeckt, so kann der Erstentdecker alle nicht registrierten Kühe einer anderen Person umbringen, z.B. »Kill Kaye's cows!«.

Wir biegen auf den großen, jedoch fast leeren Parkplatz des Wyoming Territorial Prison ein. Das über ein Jahrhundert alte Gefängnis ist einzigartig insofern, dass es einst Butch Cassidy in Gewahrsam hatte – wenn auch recht früh in seiner »Karriere«. Die Story zu seinem Leben liest sich auf der einen Seite wie ein Räuberkrimi, auf der anderen Seite wie eine moderne Robin-Hood-Story. Ein Foto seiner Bleibe im Exil in Argentinien erinnert mich daran, dass ich 2006 bei meiner Südamerikareise einen Umweg von mehreren Stunden in Kauf genommen hatte, um genau diese Blockhütte zu besuchen. Die Besichtigung der kargen Hütte dauerte damals vielleicht 30 Sekunden, bevor ich enttäuscht durch die schiefe Tür zurück in die Pampa trat.



Im Stadtkern von Laramie grenzen die paar historischen Häuserblocks abrupt an die Zugstrecke, welche einst die Gründung der Stadt zu verantworten hatte. Restaurants, Cafés, Boutiquen und Einzelhandelsgeschäfte. Eine wirklich nette Innenstadt, allerdings relativ ausgestorben.



»My cow, my cow, my cow!«

Ich richte meinen Blick von der Straße vor mir auf die endlose Weite zu meiner Rechten. Hunderte Rinder.

»Echt beeindruckend«, sage ich zu Melanie, den Blick schweifen lassend.
»Diese Weite!«

Fast forward zu zwei Stunden später: »Mir ist langweilig«, sage ich zu Melanie. »Diese Weite!«

»Kill your cows!«, rufen Kaye und ich gleichzeitig, als wir am Wegesrand einen Friedhof entdecken. Ich versuche mich aus der Misere zu retten, indem ich vorschlage, den Vorfall zu canceln und unsere beider Kühe am Leben zu belassen. Sie lässt sich breitschlagen.

»Kill your cows!«, ruft Kaye keine fünf Minuten später.

»Verdammt!«, fluche ich.

»Haha!«, freut sich Kaye lautstark. »In yo' face!«



Die Weite der Prärie wird nach und nach durch hügelige grüne Landschaften ersetzt. Elche gibt es immer weniger, doch die Rinderdichte nimmt nicht ab.

»My cow, my cow, my cow, ...«, murmelt Melanie wie in Trance neben mir.

«My cow, my cow, ...», falle ich mit ein. »Man, das ist echt ermattend. Das Spiel wurde eindeutig nicht durch eine Person aus dem mittleren Westen erfunden ...«

»My cow, my cow, ...«, zählt Melanie weiter.

«Em Cee, Em Cee, Em Cee«, schlage ich eine schnellere Variante vor.

«Hey!», meldet sich einer der Kinder.

»Was denn?«, frage ich. »Wie M C Hammer!«

Amüsiert schaut meine Frau mich an.

»Immerhin nenne ich ihn jetzt Em Cee Hammer«, erkläre ich. »Früher habe ich immer noch Mac Hammer gesagt.«

»Mac, Mac, Mac!«, rufe ich. Und auch die Kinder greifen die weitere Verkürzung von ‚M C‘ auf ‚Mac‘ auf.

Kurz vor vier erreichen wir Cascade Falls, eine Reihe von flachen Wasserfällen, die von den heißen Quellen stromaufwärts in Hot Springs, South Dakota, gespeist werden.

Wir laufen durch das Grasland herunter zum Fluss, dabei achtsam nach den mit Schildern angekündigten Klapperschlangen Ausschau haltend.

»Eher moderately cold springs«, stelle ich fest, den Finger in das Wasser eintauchend. Wir entscheiden uns trotzdem, schwimmen zu gehen. Also geht es nochmal zurück zum Auto. Während Melanie und Lieven sich umziehen, sammelt Nerys Pustebblumensamen ein, um anschließend aufgeregt zu mir zu rennen.

»Papa, schau!« Sie hält die Hand auf, in der sich ein Häufchen Samen befindet. Sie pustet, der Klumpen rollt herab und fällt wie ein Stein zu Boden. Das müssen wir wohl nochmal üben ...



Kaye weigert sich erwartungsgemäß, aber Nerys, Lieven, Melanie und ich steigen kurz darauf in den Fluss. Keine 24 Stunden nachdem wir durch den Schnee gestapft sind. Anschließend geht es mit Anlauf von einer Erhöhung aus in das tiefste Becken. Nerys ist erwartungsgemäß die erste, die sich traut. Lautes Quicken und Lachen.



Nach einer sportlichen halben Stunde halten wir auf dem Rückweg zum Städtchen Hot Springs noch an dem einzig verbliebenen Gebäude des ehemaligen Ortes Cascade Springs an. Hier wurde vor über 100 Jahren ein Badeort aus der Taufe gehoben, da erwartet wurde, dass die in Planung befindliche Zugstrecke in direkter Nähe vorbeiführen würde. Als sich dies als Fehlannahme herausstellte, verlor der Ort rapide Bewohner. Vor 20 Jahren standen in Folge bloß noch die Bank, sowie das Haus des früheren Bankdirektors. Letzteres ist mittlerweile auch verschwunden und damit in guter Gesellschaft des ehemaligen historischen Markers. Vermutlich waren die Bewohner der zum Wohnhaus umgestalteten Bank derart genervt von scharf bremsenden Touristen, dass sie die letzten eindeutigen Zeichen der Vergangenheit beseitigt haben.

Das Braun Hotel in Hot Springs steht direkt am Fluss und stammt aus dem Jahre 1908. Auf dem wilden Parkplatz auf der gegenüberliegenden

Straßenseite anhaltend, beschleicht uns das erste mulmige Gefühl. Denn das Gebäude macht von draußen keinen besonders gepflegten Eindruck. Abblätternde Farbe an den Fensterrahmen, unterschiedlichste Gardinentypen in den dunklen Fenstern, und offensichtliche Verfärbungen an Giebel und Dach.

In der Rezeption stehen ein paar alte, teils kaputte Sitzmöbel. Schummriges Licht, das Zimmer krumm und schief, die Rezeption verlassen. Es riecht muffig, abgestanden.

Ich gehe einen Raum weiter, in dem sich das mehr oder weniger leere Restaurant befindet. Hinter der Bar durchsucht ein älterer Herr mit dem Rücken zu mir einen Schrank. »Excuse me?«, frage ich.

Keine Antwort.

Erst als ich lauter werde, dreht sich der geschätzt 75-Jährige zu mir um. Mehr als schwerhörig, meint er schließlich, dass jemand an der Rezeption sein sollte. Dass dies nicht der Fall ist, scheint ihn nicht zu motivieren, an der Situation etwas zu ändern.

In der Hoffnung, das Problem habe sich mittlerweile von selbst gelöst, kehre ich zur Familie zurück. Nach einer weiteren Minute der kritischen Reflektion (bleiben wir oder gehen wir?) vernehmen wir eine Frauenstimme.

»Hello?«

»Hello?«, rufen wir zurück.

Kurz darauf gesellt sich eine etwa 60-Jährige zu uns, fragt ob wir reserviert haben und kramt dann in ihrer Schürze nach Schlüsseln.

»Nein, euren habe ich hier nicht«, sagt sie schließlich, lächelt uns einen Moment zu lange an, um dann durch die nächste Tür zu verschwinden.

»Hm«, lächelt meine Frau ein halb-ehrliches Lächeln. So richtig wohl ist ihr nicht.

»Hm«, erwidere ich. »So fangen typischerweise Horrorfilme an.«



Das Zimmer im ersten Stock ist weniger ein Zimmer als eine Aneinanderreihung von kleinen Räumen mit Betten. Teppich überall, kein Möbelstück passt zum anderen. Die Wandfarbe ist in jedem Zimmer anders, die Gardinen sind entweder einen halben Meter zu kurz oder einen halben Meter zu lang. Aber alles scheint sauber zu sein. Und auch die Dusche scheint zu funktionieren, auch wenn es gefühlt eine halbe Stunde dauert, bis sich heißes Wasser vom Boiler zu uns vorgearbeitet hat. Die anderen wollen erst später duschen und warten im ‚Wohnzimmer‘ auf mich. Mit verdächtig guter Laune.

»Ich habe deinen Kindern verboten, mit den dreckigen Klamotten auf die Betten zu steigen«, erklärt mir Melanie ohne jegliche Einführung in die Thematik.

Ich sehe sie verwirrt an.

»Rate mal, was ich vorfand, als ich kurz darauf in Lievens Zimmer gegangen bin?«, fährt sie fort. »Lieven in Unterhose, wie er auf dem Bett herum hüpfte.«

Breit grinsend tippt Lieven – mittlerweile wieder bekleidet – sich an die Schläfe. »Clever!«

Die Altstadt von Hot Springs zeigt beeindruckend, dass sie einst eine bedeutende Touristenattraktion war. Verschwenderisch verbauter roter Sandstein als Basis der mehrstöckigen Gebäude, breite Veranden, handgefertigte Verzierungen. Ein früher Spa-Ort im mittleren Westen. Doch viele der einst prächtigen Häuser und Hotels sind heute leer und / oder bräuchten ein wenig Instandhaltung und den berühmten Lackstift. Dafür ist

die Touristeninfo besetzt: Wir sind die dritte Besuchergruppe, die heute im Gästebuch unterschreibt. Und es ist kurz vor sechs. Abends.



Wir essen im ‚The Vault‘, gönnen uns sogar einen Wein (Eltern) und einen Nachtisch (alle). Noch sind die Kinder in einem Alter, in dem es ihnen nur teilweise peinlich ist, als ich bei der Ansicht des Karottenkuchens das Lied »Cake« von Rihanna anstimme.

Der Nachwuchs ist nach wie vor nur mäßig ausgelastet, so dass Kaye sich zum Ende des Nachtisches meine Kamera schnappt und Fotos von mir schießt. Dann richtet sie die Linse auf Melanie, nur um doch wieder zu mir zu schwenken.

»Toll!«, regt meine Frau sich auf. »Von mir machst du keine Fotos!«

Kaye lacht laut auf. »Doch! Vorhin habe ich mit deinem Handy ein Foto von dir gemacht, wie du dir die Badehose aus der Poporitze ziehst!«

Das verlangt sofortige Überprüfung, bevor Melanie Zensur ansetzt. Tatsächlich: Kaye hat – während wir an den Cascade Falls im Wasser waren – jeden Schritt photographisch dokumentiert. Unter anderem wie meine Frau sich auf die Suche nach ihrer Badehose macht, bevor sie aufschreiend in die Tiefe springt.



Als krönender Abschluss des Tages finden wir beim Verlassen des Hotels noch einen satten Regenbogen vor. Ein zweiter, schwächerer, zeigt sich daneben. Ein dritter, lässt sich hin und wieder erahnen. Ein positiver Ausklang eines schönen Tages.

26. Mai 2019: Hot Springs, Mammoth Site, Wind Cave National Park, Custer State Park

Nachdem wir positiv überrascht sowohl lebendig als auch einigermaßen ausgeruht im Braun-Hotel aufwachen, durchschreiten wir kurz darauf die Rezeption wie wir sie vorgefunden haben: Verlassen.

Die Sonne begleitet uns auf dem Spaziergang zum Frühstück im passend benannten ‚Mornin‘ Sunshine Coffee House‘. Offensichtlich hat auch Melanie einigermaßen geschlafen, denn als ich sie in einem Moment der Gedankenlosigkeit ungefragt auf die Sinnhaftigkeit ihrer fast Haut-farbigem Leggings und deren grundsätzlich immer unvoreilhaftem Wirkung anspreche, reagiert sie recht gelassen.

Erstaunlicherweise scheinen sich Reiseberichte, Reiseführer und lokale Einwohner einig darüber zu sein, dass die größte Attraktion in der näheren Umgebung nicht etwa der Nationalpark Wind Cave ist, sondern vielmehr der einstige Karsttrichter, in dem sich über Jahrtausende ein Massengrab für Mammuts gebildet hat. Rutschte eines der vorzeitlichen Elefantentiere hinein, war es ihm oder ihr kaum mehr möglich, heraus zu klettern. Wobei es gemäß des Tour-Guides fast ausschließlich Männchen waren, die hier das Zeitliche segneten. Eine Erklärung des fleißigen Angestellten: Mammut-Männchen waren den menschlichen Pendants ähnlich, und weigerten sich standhaft, nach dem Weg zu fragen.

Der Guide hat noch weitere Theorien parat, aber ich kann ihm nur schwer länger zuhören, da er fast keinen Satz zu Ende bringen kann, ohne sich zu verhaspeln. Außerdem ist jede Frage der Besucher eine »Excellent question!«, was mich irritiert. Schließlich irritiert mich, dass mich das irritiert

...

Die Kinder bleiben erstaunlich gut bei der Stange. Der Fundort ist allerdings auch wirklich beeindruckend und gut in Szene gesetzt. So lernen wir, dass das Wollhaarmammut deutlich kleiner als das Kolumbische Mammut war. Trivia für das nächste Erwachsenenabendessen. Zum Schluss bestaunen die Kinder im Keller (wo sich die Labore befinden) noch einen Schädel des ausgestorbenen Kurznasenbärs. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin erklärt ihnen, dass das Tier, wenn es sich auf die Hinterbeine stellte, locker das zweite Geschoss erreichen konnte – ganze 5 Meter hoch streckte es sich. Passend zu dem Spruch auf einem weiteren in den Touristenshops der Rocky Mountains käuflich zu erwerbenden T-Shirts:

»What doesn't kill you, makes you stronger. Unless it's a bear. A bear will kill you.«



Prärie recht, links und gerade aus. Wind Cave National Park ist davon überspannt und umgeben. Endlose Grasflächen, sowohl grün wie auch gelblich.

Wusstet ihr eigentlich, dass das Wort Prärie (oder Englisch ‚Prairie‘) aus dem Französischen übernommen („prairie“) wurde und ‚Wiese‘ bedeutet. Nee? Ich auch nicht, aber das ist es, was Wikipedia behauptet.

Außerdem ist die Prärie anscheinend kein gänzlich natürliches Ökosystem. Auf der einen Seite sind es sicherlich die grasenden Tiere, welche die Vegetation im Zaum halten. Wichtiger sind aber wohl die seit Jahrtausenden regelmäßig durch Menschen gelegten Feuer, welche die Bäume abtöten, die Gräser aber bloß oberirdisch abbrennen.

Anyways ...

Direkt am Eingang zu Wind Cave National Park haben wir bereits einen Bison gesehen und (nach Blick in den Rückspiegel) eine Vollbremsung hingelegt. Das Tier weigert sich standhaft, den Kopf zu heben, um uns damit ein ordentliches Foto zu ermöglichen. Aber ich gehe davon aus, dass es im Park noch weitere Tiere gibt – wir fahren weiter.

Ich soll recht behalten, auch wenn wir als nächstes erstmal Schwarzschwanz-Präriehunde erspähen. Auf den Hinterbeinen neben oder

in ihren Bauten stehend, halten sie nach Feinden Ausschau. Um sie dann anzuquiecken. Die Kinder sind ganz begeistert; sogar Kaye, unsere Lebewesenphobikerin, ist voll der Zuneigung. Allerdings würde sich das sofort ändern, fände sie sich außerhalb statt innerhalb des Fahrzeugs wieder.

Kurz darauf fahren wir an einer Herde von Bison (Bisons?) vorbei. Nur wenige Meter entfernt grasen die behäbigen Tiere, scheinen sich kaum für uns zu interessieren. Das Winterfell hat sich bereits großflächig gelöst, bloß einige Fellflecken sind noch vorhanden. Die Foto-Speicherkarte wird gefüllt.



Wir erreichen das Besucherzentrum, nur um festzustellen, dass die nächste freie Tour erst in zwei Stunden zu haben ist. Wir vertreiben uns die Zeit mit einer Wanderung entlang der Copper Gorge Trail, welche sich gut für die Besichtigung von Präriehunden eignen soll. Wir müssen allerdings feststellen, dass die Tiere besser aus dem Auto zu beobachten sind. Die großen viereckigen Kästen scheinen sie nicht als Bedrohung wahrzunehmen – ganz im Gegensatz zu einzelnen Personen.

Ansonsten sehen wir bloß ein paar Vögel. Und Insekten. Vor allem Melanie. Zuallererst entferne ich ihr eine Zecke, die ich aus der Ferne erspäht habe (gleichzeitig ein Beweis dafür, dass ich meine Frau trotz gegenteiliger Beschwerden ihrerseits sehr wohl immer noch anschau). Kurz darauf vollführt ein großer Käfer einen Vollkörper-Body slam auf ihr Gesicht.



Kurz vor 1 Uhr finden wir uns zur Höhlenbegehung ein. Vorwarnung: Ich war noch nie wirklich für Höhlen zu begeistern. Aber diese Begehung wird tatsächlich eine der langweiligeren meines bisherigen Lebens. Das Untergrundsystem basiert ihren Ruhm hauptsächlich auf dem sogenannten ‚Boxwork‘, einer Formation aus dünnen, in spitzen Winkeln aufeinander treffende Mineralwänden. Das ist beim ersten Anblick interessant, doch schon beim zweiten wandert das Auge gelangweilt an der Decke entlang. Bei der zwanzigsten Sichtung ist wohl nur noch der Geologe interessiert. Dazu kommt, dass wir uns mit 40 Personen in einer langen Reihe unangenehm langsam durch die in der Regel engen Durchgänge quälen. Im Flugzeug kann man sich – wenn der Nachbar furzt – wenigstens die Luftdüse ins Gesicht halten oder aufstehen. Hier gibt es bei Flatulenz des Vorgängers leider kein entkommen. Und für all die Mühe gibt es am Ende noch nicht einmal schöne Bilder. Schon vor Jahren habe ich frustriert erkennen müssen, dass es für Amateure kaum möglich ist, gute Fotos von oder in Höhlen zu schießen.

Die nächste Station schließt sich direkt im Norden an Wind Cave National Park an. Custer State Park bietet mehr Prärie und ist deutlich hügeliger. Es hat angefangen zu regnen, so dass die ‚Wildlife Loop Drive‘ neben Bisons kein weiteres ‚Wildlife‘ bietet. Erst gegen Ende erhaschen die Kinder einen Blick auf einen Pronghorn, einen Gabelbock. Bremsung, Kamera einstellen, heranzoomen.

»Ja, kann ihn gut sehen!«, erkläre ich. »Jetzt müsste er noch den Kopf zu mir drehen. Moment ... Was macht er jetzt? Setzt er zum Sprung an? Nope ... Just taking a dump.«

Tatsächlich hat der Bock die Hinterbeine gespreizt, ist in die Knie gegangen und verrichtet sein Geschäft. Damit ist er sich auf jeden Fall der vollständigen Aufmerksamkeit der Kinder sicher. Und deren großen Freude.



Noch einen weiteren Stopp legen wir ein, um uns zu Fuß an eine größere Bison-Herde heranzupirschen. Allerdings nicht zu nah, da die dem Anschein nach desinteressierten Tiere schon öfters unvorsichtige Touristen in Grund und Boden getrampelt haben.

Den Rückweg zum Wagen lege ich rennend zurück und fahre los. Der pädagogische Mehrwert für meine Kinder (und Melanie) ergibt sich daraus, dass es sich lohnt, etwas für die körperliche Fitness zu tun. (Anmerkung von Melanie: Das mit dem pädagogischen Mehrwert war ehr für die Katz, aber netter Versuch.) Außerdem verschafft es mir beunruhigend große Freude, meine Familie nach der nächsten Biegung im Rückspiegel zu verlieren.

Als ich ein paar Minuten später am Parkplatz vorbeifahre, empfängt mich ich jedoch eher Ausgelassenheit als Respekt. Lieven droht mir beim Einstieg mit langem Vorlauf Rache an: Wenn ich denn alt sei und er mich abholen solle.



Auf dem Weg nach Rapid City halten wir noch bei einem Pizza-Laden, dann ziehen wir in unser Zimmer ein, um direkt darauf die Kinder zum Innenpool zu begleiten. Während sie im Wasser herumtoben, stellen wir fest, dass die nächsten zwei bis drei Tage nichts als Regen bringen sollen. Das verlangt einige Umplanung. Statt mich sinnvollerweise darum zu kümmern, sitze ich mit Melanie im Gemeinschaftsraum des Hotels und schreibe diese Zeilen (und trinke Wein). Eine Kontaktaufnahme an der Bar durch Deutsche (»Ach, ihr seid auch Deutsche!«) pariere ich durch gekonnte Konzentration auf mein Portemonnaie (für das Trinkgeld). Hin und wieder sei mir erlaubt, meinem asozialen Naturell nachzukommen.

27. Mai 2019: Mount Rushmore (teilweise), Keystone, 1880 train, Hill City, Spokane Ghost Town, Needles Highway Custer State Park

Immerhin regnet es nicht. Somit ist das Wetter inkrementell besser als erwartet. In Richtung Keystone und dann Mount Rushmore fahren wir immer wieder durch dichten Nebel, schöpfen aber in jedem Tal, in dem die Sicht mehr als 20 Meter erreicht, wieder Hoffnung. Dabei natürlich geflissentlich ignorierend, dass das angesteuerte Wahrzeichen im Namen das Wort ‚Mount‘ trägt, also eher in höheren Lagen angesiedelt ist.



Wir laufen die ‚Allee der Flaggen‘ entlang, dahinter eine graue Wolkenwand. Und dann stehen wir auch schon an der Brüstung, getrennt von den vier präsidialen Häuptern des Mount Rushmore durch dicken, sichtbarsten Nebel. Neben uns stellt sich eine Familie für das Selfie-mit-Grau auf. »Macht ein trauriges Gesicht!«, fordert die Mutter ihre Kinder auf.

Wir versuchen uns an dem ‚Loop Trail‘, welcher direkt unterhalb des Monuments langführt. Zwei oder drei Mal glauben wir die Umrisse der Köpfe zu erkennen, bevor der Nebel wieder alles einhüllt.

Gleich am ersten nummerierten Aussichtspunkt werden wir von einer anderen Familie überholt. Die Frau beschwert sich lautstark: »F*** this! I can't see sh*t!«. Ein vorwurfsvoller Blick von Kaye, die sofort eine Umformulierung vornimmt: »I can't no see no nothing.«

Anerkennendes Nicken meinerseits. Mittlerweile ist sie eindeutig ein Kind der Südstaaten.



Wir besuchen das Besucherzentrum in der Hoffnung, das Wetter spiele nachher besser mit. Doch auch der zweite Besuch auf der Aussichtsplattform bleibt ohne Ergebnis. Geknickt machen wir uns auf dem Weg zurück zum Auto. Zumindest vier von uns: Lieven kommt kurz darauf hinterhergerannt, um sich bitterlich zu beschweren. Aber nicht etwa, weil er Mount Rushmore nicht gesehen hat, sondern weil er wohl nicht mitbekommen hat, dass wir bereits wieder auf dem Rückweg waren. Er hat bis gerade eben – in der Annahme, wir ständen noch neben ihm – animiert über die Landschaft referiert, nur um sich dann der irritierten Blicke der unbekanntenen Frau neben ihm bewusst zu werden. »Sie hat mich angesehen, als ob ich verrückt sei!«

Na ja, nicht ganz so weit daneben.

In Keystone marschieren wir die ‚historische‘ Meile hinauf und hinab. Touristenläden und Restaurants, alle untergebracht in Bauten mit Wild-West-Dekor. Ein schnelles Mittagessen, bevor wir uns im Orville-Wagon des 1880-Trains einfinden. In etwas über einer Stunde tuckern wir von Keystone nach Hill City, durch die berühmten Black Hills: Flüsse, Bäume, Rehe, Truthähne – und viel Nebel.



In Hill City bleibt uns eine gute Stunde für die Besichtigung der Kleinstadt. Wir brauchen allerdings kaum 15 Minuten. Um der Nässe und Kälte zu entkommen erbarme ich mich meiner Kinder und wir kaufen uns Süßigkeiten in einer der überbeuerten Touristenfallen.

Der Rückweg von Hill City nach Keystone ist etwas weniger Nebelverhangen. Hier und da werden wir auf einige ältere Bauten hingewiesen – in der Regel fast verschwundener Geisterstädte zuordbar. Die ganze Gegend war einst von Dörfern und Minen übersät. Auch die Existenz des Zuges geht auf diese Industrie zurück.

Passend dazu ist unser nächstes Ziel ... eine Geisterstadt!

Spokane wurde bereits in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts aufgegeben, bloß ein einziges Haus wurde – ganz sicher ist man sich nicht – noch bis in die 1970er bewohnt. Mit etwas Mühe identifizieren wir den gesuchten Waldweg und treffen nach etwa fünf Minuten auf zwei Holzruinen. Von den meisten anderen Häusern hat kaum etwas überlebt. Verrostete Autos gibt es dagegen einige. Sie wurden (das ist die weniger problematische Annahme) als Zielscheibe missbraucht. Darüber hinaus gibt es überall größere Löcher im Boden. Vermutlich sind diese Versuchen zuzuordnen, Gold zu finden.



Unser aller Schuhe sind mittlerweile komplett durchnässt, doch ich suche noch das Haus, welches bis vor etwa 50 Jahre bewohnt gewesen sein soll. Wir durchstreifen die Umgebung, finden aber nur Autoreste, Reifen, ein paar Bretter, und schließlich ein Grab. Es gehörte einem Goldschürfer, der wegen einem Schürfrecht („Claim“) erschossen wurde. Das Grab ist ein guter Hinweis, denn nicht allzu weit von hier soll sich das gesuchte Haus befinden. Und tatsächlich: Kurz darauf stehen wir plötzlich und unerwartet vor dem einstöckigen Gebäude. Mit etwas (lies: viel) Arbeit könnte es tatsächlich noch gerettet werden. In der Ruine stehend, fühle ich mich an meine Reise nach Detroit erinnert: Viele Häuser sind dort seit der gleichen Zeitspanne verlassen und dem Wetter ausgesetzt.

Als ich aus dem Haus heraustrete, finde ich bloß meine drei Kinder vor. Melanie ist verschwunden. Wir vermuten, dass sie vorgegangen ist, also machen wir uns auf dem Rückweg. Doch an den beiden Haupttrümen angekommen, werden die Kinder langsam unruhig. Keine Mama. Auch ich frage mich, ob sie sich verlaufen hat, ein Bär sie verfrühstückt hat, oder sie irgendwo in einen alten Minenschacht eingebrochen ist. Wir rufen ein paar Mal laut, laufen dann um das ehemalige Schulgebäude herum, von dem ich währenddessen noch ein paar Fotos schieße. Auch mich beschleicht ein gewisses Maß an Unruhe; wir machen uns auf dem Weg zum Auto. Als Melanie auch dort nicht anzufinden ist, schalten die Kinder auf Panik-Modus. Wir laufen zurück in Richtung Spokane, als Melanie uns schließlich entgegenkommt. Also am Ende nichts passiert – sehen wir mal von dem

weiteren Trauma ab, welches die Kinder für den Rest ihres Lebens begleiten wird.



Noch haben wir frühen Nachmittag und so beschließen wir, ein weiteres Mal den Custer State Park aufzusuchen. Dieses Mal nicht für die ‚Wildlife Loop‘, sondern für den ‚Needles Highway‘. Oder wie Melanie meint: ‚Needless.‹ Fast das gleiche ...

Die Straße windet sich um Spitze Felsformationen, für die wir uns sogar kurz aus dem Auto in den Regen wagen. Eine Wunderwelt aus abgerundeten ovalen Felsen, dazwischen sich festklammernde Bäume. Hat sich erstaunlicherweise doch noch gelohnt.



Der Rückweg nach Rapid City führt uns erneut durch Hill City – das Dorf haben wir heute Morgen mit dem Zug besucht.

»Schaut mal«, sagt Melanie zu den Kids, als wir durch das Dorf fahren.

»Sieht doch hübsch aus hier, wollen wir anhalten?«

»Warum?«, fragt Lieven.

»Fällt euch nichts auf?«

»Was denn?«, fragt Kaye.

»Oh, ist das Hilliemillie?«, fragt Lieven.

»Hillbilly?«, lache ich amüsiert.

»Hill City«, korrigiert Melanie. »Keine Sorge, wir fahren weiter. Ab zum Abendessen.«

»Möchtest du vom Hotel aus laufen, oder mit dem Auto?«, frage ich sie.

»Mit dem Auto. Wir sind heute genug gelaufen.« Sie schaut auf ihr Handy.

»Über 6 Meilen.«

»Wir noch deutlich mehr, da wir auf der Suche nach dir zwischen Auto und Spokane hin und her gelatscht sind.«

»Immerhin zeigt das, dass ich euch wichtig bin«, grinst sie mich an.

»Das ist eine Erklärung«, gebe ich zu. »Die andere ist, dass ich keine Lust hatte, der Polizei zu erklären, warum ich – nachdem meine Ehefrau verschollen war, und vielleicht irgendwo in einer eingestürzten Mine lag – in aller Seelenruhe Touristenfotos von einem alten Schulgebäude geschossen habe.«

28. Mai 2019: Bear Country USA, Irrfahrt, Wade's Gold Mill, Alpine Inn, Mount Rushmore (Teil 2), Deadwood

Der Dienstag fängt an wie der Montag aufgehört hat: Verregnet. Der Nebel hat leicht nachgelassen – dafür hat sich Starkregen hinzugesellt. Doch die Kassiererin des ‚Bear Country USA‘ versichert uns, dass Regen die Bären eher nach draußen locke. Somit kaufen wir das 65 USD teure Ticket und kurven durch das Freiluftgehege, in dem sich (sinnvollerweise in unterschiedlichen und voneinander getrennten Bereichen) Wapiti, Gabelböcke, Bären, Wölfe, Bisons und Berglöwen aufhalten.



Übrigens ein guter Zeitpunkt, mein neuestes Wikipedia-Wissen an den Mann zu bringen: Der Wapiti wird in den USA ‚Elk‘ genannt, was recht verwirrend ist, da dem Deutschen ‚Elch‘ ähnlich. Doch der Deutsche ‚Elch‘ (wenn es ihn denn geben würde, was nicht der Fall ist) ist in den USA der ‚Moose‘. Am Ende sind aber beide Mitglied der Familie der Hirsche.

Kaye wird auf der Rückbank zunehmend unruhig und scheut immer wieder vor der Tür zurück, wenn sich auf deren anderen Seite ein Raubtier befindet. Oft begleitet von einem halb-panischen »Djeeeezzuss!« Kein Naturkind. Aber kein Wunder bei der Mutter, die mich irgendwann aufgeregt anweist, den Scheibenwischer und die Lüftung auszumachen. Wir stehen gerade und beobachten den Bären, der langsam an unserem Auto vorbeiläuft.

»Mach mal aus! Dann kannst du die Bären hören!«

Ich schalte die vorderen Scheibenwischer und die Lüftung ab.

»Da!«, sagt sie.

Von mir erntet sie dafür bloß ein Lachen, von den Kindern ein »Mama!«

»Was denn? Da ist es wieder!«

»Du meinst den Scheibenwischer an der Rückscheibe?«, frage ich. »Der alle paar Sekunden das gleiche schleifende Geräusch macht?«

Sie schaut sich um, überlegt. »Ich habe mich schon gewundert, warum die Bären immer so regelmäßig Geräusche machen ...«

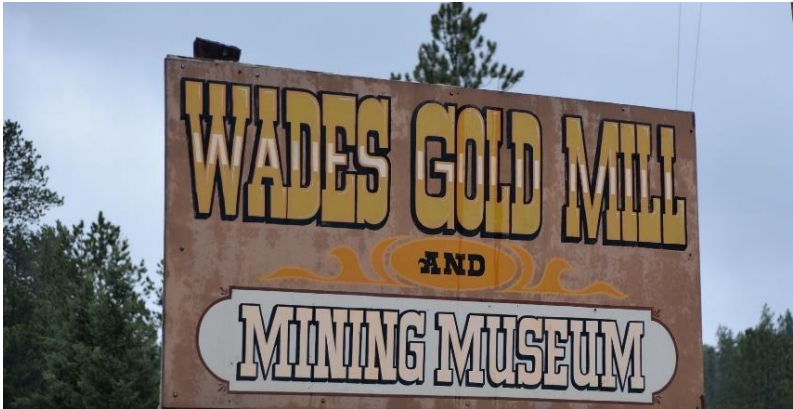


Der zweite Stopp des Tages ist leider weniger erfolgreich: Wir suchen eine gute halbe Stunde nach den Resten eines Goldminengebäudes nordwestlich von Hill City. Egal welchen Schleichpfad im endlosen Wald der Black Hills wir hinauf kurven: Keine Mine. Der zufällig vorbeikommende Postbote ruft für uns sogar noch einen Bekannten an, doch am Ende geben wir auf und halten stattdessen auf dem Rückweg spontan bei »Wade's Gold Mill«. Ein einzelnes Schild markiert die Touristenattraktion, bei der wir bis auf zwei Anwohner erstmal niemanden antreffen. Wir werden vor ein Fernsehgerät aus den 80-ern platziert, um die Historie des Familienunternehmens kennenzulernen. Dann geht's hinein in das Büro/den Souvenirladen, wo wir drei Mal Goldwaschen für die Kinder bezahlen. Die ältere Dame, die von den anderen im Raum bloß als ‚Sis‘ tituliert wird, führt uns erneut in die Kälte und den Regen hinaus, um uns unter einer Zeltplane in die Geheimnisse des Goldschürfens einzuweihen. Dazu bekommt jedes Kind ein kleines Behältnis mit feinem Sand und Mineralien. Hier wurde bereits ein wenig Goldstaub hinzugegeben – Erfolg ist garantiert. Nach etwa 15 Minuten haben alle drei das Gold gefunden (im Wert von etwa 2 USD). Dann geht die eigentliche Arbeit los: ‚Sis‘ gibt allen

dreien ein paar frische Schaufeln Matsch, welche nach kleinen Halbedelsteinen und Gold durchsucht werden müssen. Der tatsächliche Wertinhalt ist unbekannt. Da die Temperatur des Wassers zum Auswaschen nahe dem Gefrierpunkt liegt, übernimmt ‚Sis‘ am Ende ein Großteil der Arbeit, aber die Kinder haben dennoch Spaß und sind begeistert ob ihrer neuen Schätze.



Zeit für ein Mittagessen im Warmen. Gestern sind wir in Hill City am Alpine Inn vorbei spaziert – nicht weit vom Camp der Wade-Familie entfernt. Also kehren wir dort ein und stellen fest, dass es hier deutsche Küche in einem Restaurant-Dekor der Fünfziger gibt (ausnahmsweise authentisch). So bekommen wir ganz zum Schluss unserer vier Jahre in den USA doch noch ein deutsches Essen.



Zweiter Versuch in zwei Tagen: Mount Rushmore. Als wir den Angestellten vor der Parkgarage ansprechen, ob der Berg denn heute sichtbar ist, dreht er sich bloß um, zeigt in den Nebel und sagt: »Normalerweise kann man ihn von hier aus sehen.«

Wir versuchen dennoch unser Glück – und sehen die vier Gesichter schon kurz nachdem wir von der Parkgarage hinaufgestiegen sind. Wir brauchen kaum fünf Minuten um zur Aussichtsplattform zu laufen, uns die Steinköpfe anzuschauen, und erneut im Auto Platz zu nehmen.

War es trotzdem wert ...



Damit nähert sich unser Besuch im südlichen Teil der Black Hills seinem Ende. Eine gute Stunde fahren wir von hier nach Deadwood, der heutigen Endstation. Durch unnachgiebigen Regen kurven wir durch die Hügel und treffen gegen 3 Uhr nachmittags ein. Melanie und ich besuchen zuerst das Fitness-Studio, die Kinder vorher beim Babysitter (Fernseher) parkend. Eine Stunde später machen wir uns wieder auf den Weg.

Deadwood ist Melanie und mir durch die Fernsehserie des gleichen Namens bekannt. Dabei dachten wir beide ursprünglich, dass die Stadt reine Fiktion sei. Doch nicht nur Deadwood existiert, sondern auch die meisten der in der Serie vorkommenden Charaktere sind historisch belegt. U.a. Wild Bill Hickok, Calamity Jane, Charlie Utter, Seth Bullock und Al

Swaeringen. Seth Bullock ist außerdem eng mit einigen anderen großen historischen Figuren verbunden, nicht zuletzt Theodore Roosevelt.

Mal abgesehen vom historischen Charme bietet die Stadt noch eine weitere Touristenattraktion: Das Glücksspiel. In jedem zweiten Gebäude scheinen zumindest ein paar Automaten oder Spieltische zu stehen.



Nach dem Abendessen ziehe ich allein zum Saloon No. 10 weiter, in dem ich mir einen Rotwein bestelle. Gegen 7 Uhr gehe ich von der Bar im dritten Stock in den eigentlichen Saloon im Erdgeschoss, um die Nachstellung des Mordes an Wild Bill Hickock zu erleben. Es wird eine Erfahrung zwischen Spaß und Mitleid: Der arme Schauspieler muss fünf Mal am Tag die gleichen Scherze von sich geben. Seit mehreren Jahren.



Auf dem Weg zurück ins Hotel wird mir nach viel zu langer Pause mal wieder bewusst, wie gut es uns geht. Tag 5 eines bisher sehr abwechslungsreichen Urlaubs neigt sich seinem Ende zu.

29. Mai 2019: Mount Moriah Cemetery, Lead, Galena Ghost Town, Devils Tower, Deadwood

«Foosbal? Können wir foosbal spielen?»

Hoffnungsvoll hüpfte Lieven auf meinem Bett (und teilweise mir) herum.

»Lieven, wir sind nicht in den Urlaub gefahren, damit du im Empfang des Hotels am Foosbaltisch spielen kannst.«

Enttäuschung. Allerdings ist das Frühstück dann ausreichend gut bestückt, dass die Laune sich schnell bessert. Bis auf meine. Denn als ich meine Kinder frage, ob ich bei einem ihrer Donuts abbeißen kann, ziehen alle mit vor Sorge geweiteten Augen ihre Teller an sich.

Ich gehe schonmal zurück ins Zimmer, wundere mich aber nach 15 Minuten, wo der Rest bleibt. Als ich nachschaue, finde ich Melanie entspannt in einem Buch vertieft, die Kinder amüsieren sich am Foosbaltisch. Alle sind leicht enttäuscht, als ich darauf hinweise, dass wir auch heute ein straffes Programm vor uns haben.

Unser erster Halt ist der Mount Moriah Friedhof. Hier besuchen wir die Grabstätten von Wild Bill Hickock und Calamity Jane. Außerdem genießen wir das perfekte Wetter nach zwei Tagen Dauerregen.



Lead ist die Schwesterstadt von Deadwood, mit drei wesentlichen Unterscheidungsmerkmalen: Es befindet sich hier eine große Tagebauminne; Casinos sind hier nicht erlaubt; und viele der Gebäude sind deutlich weniger gut in Schuss. In Summe somit weniger Touristen, aber auch einen ganz anderen und authentischeren Charme.

Als wir an einem Schild mit der Aufschrift ‚Hairdresser‘ vorbeilaufen, entscheiden wir uns, Lievens Vogelnest bearbeiten zu lassen. Doch als Melanie auf Lieven zeigt, lehnt die Frisörin dankend ab. Auf einmal hat sie wohl doch erst ab dem Nachmittag geöffnet.



Der Weg zur Geisterstadt Galena ist ausgeschildert – in der Regel ein schlechtes Zeichen. Tatsächlich leben in dem einstigen Bergarbeiterdorf immer noch ein paar Familien, welche ihr Zuhause über eine unbefestigte Straße anfahren müssen. In einem langgezogenen, grünen Tal gelegen, können wir uns einen Moment lang gut vorstellen, hier zu leben. Aber dann erinnern wir uns wieder an die Regengüsse der letzten Tage und die 9 Monate Dauerkälte.

Neben den noch bewohnten Häusern finden sich eine Vielzahl von alten, windschiefen Bauten. Wir laufen einige von ihnen an, ich bin aber anscheinend der einzige, der sich so richtig für die alten Wild-West-Konstruktionen begeistern kann. Die Kinder streiten sich lieber und Melanie steigt ab dem dritten Stopp auch nicht mehr aus dem Auto. Neben dem gut erhaltenen Schulgebäude fahren wir daher bloß noch eine andere Sehenswürdigkeit gezielt an: Den Vineyard Friedhof. Die letzten hundert Meter mühen wir uns einen Hügel hinauf. Einmal oben, enttäuscht der Friedhof leider (da gut erhalten und teilweise restauriert), aber Kaye stellt erfreut fest, dass hier ein Plumpsklo aufgestellt wurde. Sie öffnet die Tür, steckt den Kopf ein paar Zentimeter hinein, zieht den Kopf wieder heraus und lässt die Tür zufallen. »Nope!«

Die Alternative ist die Nummer 1 in der Natur zu erledigen. Doch da es Kaye ist, mit einer Phobie vor allem Lebenden, hockt sie sich auf die Seite des Schotterweges und präsentiert der Umwelt ihren weißen Hintern. Selbstverständlich dokumentiere ich das fotografisch für die Nachwelt. Wir

müssen uns schließlich auf die Foto-Show an ihrem Hochzeitstag vorbereiten.



Eigentlich wollten wir von hier nach Sturgis fahren, aber der befahrene Waldweg lässt schnell an Qualität nach, um schließlich von einem reißenden Bach quer durchtrennt zu werden. Wir kehren um und steuern stattdessen den Bundesstaat Wyoming an, um den Devils Tower zu besuchen.

Etwa 80 Minuten dauert die Fahrt, welche uns von den Black Hills in eine sanft behügelte Landschaft führt. Als wir den Härtling – ein steil aufragender Einzelberg, der über der umgebenden Landschaft thront – zum ersten Mal am Horizont erkennen, erzählt Melanie uns die damit verbundene indianische Mythologie.

»Das ist voll die süße Geschichte«, ereifert sie sich. »Demnach gab es sieben junge Mädchen, die an einem Bach spielten, an dem sie eigentlich nicht sein sollten. Ein paar Bären sahen sie und wollten sie fangen. Voller Angst rannten die Mädchen davon.«

»Wow, wirklich voll die süße Geschichte«, kommentiert Kaye von der Rückbank.

»Ich war ja noch nicht fertig ... Die Mädchen konnten das Dorf nicht erreichen, kletterten auf einen Felsen und flehten ihn um Hilfe an. Daraufhin wuchs der Fels in die Höhe. Die Bären kratzten wütend an dem wachsenden Berg und brachten ihm dabei die heute noch sichtbaren tiefen Rillen bei.«

Kurz ist es still im Auto.

»Und was ist mit den Mädchen?«, will Kaye wissen.

»Vergessen«, gesteht Melanie.

»Echt süß ...«



Der imposante Berg ist das erste National Monument der USA. Fast senkrecht steigt es aus der Landschaft empor und scheint aus Säulen aufgebaut zu sein, welche die Illusion von Rillen kreieren. Wir begeben uns auf den etwa fünf Kilometer langen Wanderweg um den Felsen: Herrliches Wetter, tolle Aussichten, nervende Kinder. Vor allem Kaye kann dem Erlebnis mal wieder wenig abgewinnen.

»Stupid Calvin Klein underpants!«, beschwert sie sich, während sie mal wieder die Unterhose aus der Popo-Ritze fischt.

»Und das nennt man wohl first-world-problems«, kommentiere ich.



Nach dem Rundgang gehen wir näher an den Devils Tower heran und die Kinder und ich klettern über das Trümmerfeld bis an die eigentliche Felswand hinauf. Das wird vermutlich einer der wenigen Momente dieses Urlaubs sein, an den die Kinder sich auch in vielen Jahren noch erinnern werden.

Zurück in Deadwood besuchen die Kinder den Pool, bevor wir uns nach einem Abendessen beim Mexikaner (macht eine Menge Sinn in einer Wild West Stadt) in den Saloon No. 10 begeben. Noch an der Bar treffen wir Wild Bill Hickock (beziehungsweise den Schauspieler) und ich frage ihn ob er für die nächste Show noch Freiwillige braucht. Die Kinder schauen mich schockiert an und schütteln den Kopf. Sie haben Glück, denn Wild Bill sagt, dass er die Freiwilligen später aus dem Publikum wählt. Also setzen wir uns ganz nach vorne, und sobald er fragt heben alle drei (wie von mir unter Drohung des Nahrungsentzugs vorgegeben) die Hände. Kaye und Lieven werden ausgewählt, Nerys nicht – vermutlich, weil sie zu jung ist. Die beiden bekommen Instruktionen und Kostüme, um sich dann an den Spieltisch zu setzen, bevor Wild Bill Hickock in seinen 25-minütigen Monolog verfällt. Wort für Wort identisch mit der gestrigen Darbietung.



Kaye und Lieven haben eindeutig noch nie Poker gespielt, und Lieven schafft es auch noch, seinen einzigen Satz zu früh zu Gehör zu bringen. Aber das Endergebnis ist das gleiche. Wild Bill Hickock wird von Jack McCall hinterrücks erschossen.

Applaus. Erinnert mich ein wenig an eine Szene aus ‚Vom Winde verweht‘, die wir im Saenger Theater in Mobile (unserem momentanen Heimatort) in Alabama erleben durften. Scarlett O’Hara schießt einem Nordstaaten-Soldaten ins Gesicht – und das Publikum um uns herum entlädt sich in lauten Jubelrufen. Die Amerikaner haben schon ein sehr gespaltenes Verhältnis zu ihrer Historie.

Als Belohnung für ihre Arbeit bekommen Kaye und Lieven jeweils eine Münze, mit der sie an der Bar ein Getränk bestellen können. Danach geht es auf die Straße für die Nachstellung der Verhaftung von Jack McCall. In einer großen Prozession ziehen wir zum Gerichtsgebäude, wo die Kinder (dieses Mal alle drei) für die Jury auserwählt werden. Nach etwa 45 Minuten wird Jack freigesprochen und wir machen uns auf den Weg zurück ins Hotel

...



... wo ich noch die 15 Dollar Parkgebühren (die für das Casino gutgeschrieben wurden) verspielen muss. Dazu muss ich mich aber erstmal im Internet informieren, wie, da ich noch nie einen Spielautomaten bedient habe. So bin ich auch schnell mein Geld los. Immerhin gab es währenddessen gratis Getränke.



30. Mai 2019: Wall, Badlands National Park und Fahrt nach North Dakota

»30! Und da, 31!«, rufen Lieven und Kaye.

Sie zählen die Werbeschilder für den Wall Drugstore, die sich bereits eine gute Stunde Autofahrt vor Ankunft an den Wegesrand reihen. Der Gründer des Ladens in einem kleinen Kaff (genannt Wall) in South Dakota hat eine der größten Drogerieketten in den USA gegründet – und wir sind auf der Suche nach seinen Ursprüngen. Mittlerweile ist der Laden aus allen Nähten geplatzt und verkauft alles, was Touristen brauchen oder auch nicht brauchen. Und da Wall auf dem Weg zum Badlands Nationalpark liegt, ist auch für uns ein Besuch eingeplant.

»50!«, ruf Kaye (Lieven hat aufgegeben). »Halfway to a Million!«

»Uhm, wie bitte?«, frage ich.

»Ach nee, sorry. Fast!«

»Nee, so gar nicht fast.«

Kaye grinst bloß – keine Spur peinlich berührt.



Der Wall Drugstore scheint fast das gesamte Dorf übernommen zu haben. Restaurants, Tableaus, Souvenirs, Cowboy-Stiefel, Medikamente, Spielsachen, Kleidung, Kunst, Fossilien, Spielplatz, ... Alles erwartungsgemäß dem Kitsch zuzuordnen, aber genau das haben wir erwartet. Und wir wären wohl enttäuscht gewesen, wäre es anders

gewesen. Am Ende versuchen wir uns noch an einem Bison-Bürger, um anschließend die Reise in Richtung Osten fortzusetzen.

Ein ungeplanter Zwischenstopp wird eingelegt, als wir an einer Präriehund Kolonie vorbeifahren, bei der die putzigen Tierchen ausnahmsweise gefüttert werden dürfen. Die Kinder bekommen je eine Tüte mit Erdnüssen und die leicht übergewichtigen Präriehunde kommen uns erstaunlich nahe. Begeistert füttern die Kinder (und die Eltern) die Edelratten.



Der Badlands Nationalpark besteht im Wesentlichen aus mehreren Prairie-Ebenen, dazwischen felsige Übergänge. Wobei die schroffen Felsen weich und bröckelig sind und jährlich durch Wind und Wetter (sowie kletternde Touristen) um etwa 2,5 Zentimeter abgetragen werden. Daher versuchen wir so gut es geht auf den Pfaden zu bleiben. Ein zweiter Grund dafür sind die gemäß den Schildern allgegenwärtigen Klapperschlangen.

Das Wetter ist blendend und wir absolvieren in recht kurzer Abfolge alle Wanderwege mit Ausnahme des ‚Castle-Trail‘ und des ‚Medicine-Trail‘.

Klapperschlangen kommen uns nicht unter, dafür aber Greifvögel und Wüstenmäuse. Und dann ist da noch das von Melanie erspähte Tier:

»Shh!«, herrscht sie die versammelte Familie an. »Da vorne!«

Wir schauen in die gezeigte Richtung.

»Das da?«, frage ich, auf den Stein deutend.

»Ja!«

Anscheinend meinte sie eine Bewegung erkannt zu haben, räumt aber schließlich ihren Fehler ein. Selbstverständlich rufen die Kinder und ich die nächsten Minuten dennoch immer wieder fröhlich: »Shh, ein Stein!«



Der vorletzte Trail führt uns an einer steilen Klippe hinauf. Irgendwie kommen wir wieder auf die vielen Tierarten, die wir in den letzten Tagen beim Verrichten ihrer Notdurft beobachten durften: Wapiti, Gabelböcke, Wölfe, ... Kaye lenkt das Gespräch dabei themenverwandt geschickt auf die Eigenheiten unseres einzigen Sohnes. So hat er seinen eigenen Notdurft-Peptalk entwickelt, mit dem er sich selber anfeuert, wenn es mal an die Nummer 2 geht. Dabei ignoriert er geflissentlich seine öfters in der Nähe befindlichen Geschwister. Die Top drei:

1. »You'll make it through, Lieven!«
2. »You got this, Lieven!«
3. »Just keep pressing, just keep pressing!«

Schade, dass Jungs nicht immer 8 bis 10 Jahre alt bleiben können.



Gegen drei schließen wir unseren Besuch des Nationalparks ab. Viereinhalb Stunden Autofahrt nach Norden liegen vor uns. Und wie sich herausstellt sind dies im Grunde genommen viereinhalb Stunden von grüner Prärie, vielen Kühen, ein paar wenigen Häusern – und sonst nichts. Unglaublich einsam. Mir tut Nerys leid, die versucht ihr Road-Bingo zu spielen. Auf dem Spielbrett werden 36 Dinge angezeigt, die sie finden muss. Kühe und Wiesen gehören nicht dazu. Viel mehr gibt es hier aber leider nicht. Irgendwann gehen wir zum Spiel über, wie viele Häuser wir in einem Zeitraum von 10 Minuten entdecken können. Schwankt etwa zwischen null und zehn.



Doch dann treffen wir auf unsere erste Klapperschlange! Ich kann ihr gerade noch ausweichen, doch auch nach dieser knappen Rettung scheint sie es nicht für nötig zu halten, sich von dem warmen Straßenbeton fort zu bewegen. Leider verfolgt auch ein Vogel diese Taktik, spreizt zu spät die Flügel und haucht an unserer Frontscheibe sein Leben aus. In guter Gesellschaft der etwa Tausend Insekten, die teilweise wie ein Regenschauer auf das Auto prasseln.



Alle paar Minuten fahren wir an alten verlassen Hütten und Häusern vorbei. In North Dakota gefühlt noch öfter als in South Dakota. Aber bis auf

einen Halt bei einer alten Getreidemühle (der innen an der Wand hängende Kalender ist von 1972), erlaubt mir die Familie nicht, auf Entdeckungsjagd zu gehen.

Gegen halb acht abends erreichen wir dann Dickinson, eine 28,000 Seelen Gemeinde und unsere Home-Base für die nächsten zwei Nächte.

31. Mai 2019: Medora, Little Missouri Grasslands, Theodore Roosevelt Nationalpark, Medora Musical

Das Städtchen Medora hat deutlich mehr zu bieten, als unser Reiseführer vermuten ließ. Historische Gebäude, ruhige Sträßchen, nette Cafés und Restaurants – das alles eingebettet zwischen dem Theodore Roosevelt Nationalpark und den Little Missouri Grasslands.

Als der gute Vater, der ich versuche zu sein, gehen wir zuerst zu einem (überteuerten) Fahrradverleih, da die Kinder seit Jahren vom Fahrradfahren besessen zu sein scheinen. Vermutlich hauptsächlich deswegen, weil dieses Transportmittel in den USA nicht oft genutzt wird. Die Betreiberin des Verleihs bitte ich um fünf Fahrräder, bevor wir zu Fuß das Dorf durchkreuzen um Verpflegung für ein Picknick zu besorgen. Die Erwartung war, dass bei Rückkehr vom Einkauf die Fahrräder fertig sind, aber die Dame besitzt vor allem eine Stärke: Reden. So dauert es weitere vierzig Minuten, bis alle Drahtesel aufgebaut sind.



Die Kinder stellen sich anfangs erwartungsschusselig an. Dem Rechnung tragend, wurde mit der ersten Strecke eine wenig Anspruchsvolle gewählt: Holperig, aber größtenteils ebenerdig. Entlang einer Zugstrecke, auf der sich alle paar Minuten Doppellokomotiven mit über hundert Kohle-Waggons vorbei quälen, treffen wir schon nach wenigen Minuten auf eine vermutete Klapperschlange. Desinteressiert schlängelt sich das Tier über die Straße.

Kurz darauf schafft Nerys es, sich derart geschickt vorwärts über ihren Lenker zu verabschieden, dass sie sich das seitliche Ende des Lenkers in

den Bauch rammt. Für sie hat die Halbtagsleihperiode somit schon nach einer halben Stunde sein Ende gefunden. Melanie bleibt bei ihr, während ich mit Kaye und Lieven eine schwierigere Tour angehe.

Zu dritt quälen wir uns den Hügel zum Veranstaltungsort des ‚Medora Musical‘ hinauf. Noch ist der Parkplatz verlassen, aber heute Abend wird es hier vor Besuchern nur so wimmeln. Über den wilden Parkplatz hinweg erreichen wir die Hochprairie und von dort schließlich den ‚Maah Daah Hey Trail‘. Da Kaye und Lieven ihr Fahrrad eigentlich durchgängig schieben, legen wir schon nach 10 Minuten eine Pause ein. Ich krame das Mittagessen hervor. Kaye setzt sich im Gegensatz zu ihrem Bruder selbstverständlich nicht hin; es könnte Schlangen und Insekten geben. Tatsächlich müht sich vor unseren Füßen eine ziemlich große Spinne mit einem fast gleichgroßen Eiersack ab.



Um den Kindern entgegen zu kommen, kürze ich die Tour ab. Der wilde Pfad führt im Wesentlichen bergab. Hier scheinen die Kinder deutlich mehr Spaß zu haben und nach drei Flussüberquerungen erreichen wir die Hauptstraße nach Medora. Jubelgeschrei hinter mir, als wir nach weiteren 10 Minuten die Dorfgrenze erreichen.

»Ich bin so stolz auf mich selbst«, ruft Kaye erleichtert aus.

»Warum das denn?«, frage ich. »Weil du neben deinem Fahrrad spazieren gegangen bist?«

»Nope, because I survived!«



In den ihrer Mutter und Schwester gebotenen Darstellungen wandelt sich der Fahrradausflug durch die Litte Missouri Grasslands plötzlich zu einem einzigartigen Abenteuer. Verwundert schaue ich zwischen Kaye und Lieven hin und her. »Eben habt ihr euch doch durchgängig beschwert!«

»Gar nicht!«, grinst Kaye.

Gleichzeitig wird das Abenteuer jedoch wieder geschmälert, als Melanie und Nerys erzählen, dass wir bisher keine Klapperschlangen, sondern bloß Bull Snakes gesehen haben. Sie sehen Klapperschlangen sehr ähnlich, sind aber für Menschen ungefährlich.

Der Rundweg durch den Theodore Roosevelt Nationalpark ist aufgrund von Schäden teilweise gesperrt: Nach 20 Meilen kehren wir daher um und fahren zum Ausgangsort zurück. Dabei begegnen wir die hier etwas runderen und grüneren Erhebungen der Badlands, viele Wildpferde, Präriehunde und Bisons. Wirkliche Begeisterung macht sich leider nicht breit. Been there, done that.



Zurück in Medora essen wir in einem Saloon zu Abend und stellen zunehmend beunruhigt fest, dass die Temperaturen deutlich schneller und tiefer fallen, als der Wetterbericht hervorgesagt hat. Da wir in etwa einer Stunde zu dem an der frischen Luft aufgeführten ‚Medora Musical‘ wollen, momentan aber alle Shorts tragen, besorgt Melanie lange Hosen, Socken und eine Decke. Mit bis zu vier Lagen finden wir uns dann an dem Hügelhang des Theaters ein.

Die Kulissen sind beeindruckend, das Musical leider nicht ganz so. Inhaltlich ziemlich unzusammenhängend, geht es hauptsächlich um Patriotismus, Theodore Roosevelt und dem Hauptgründer der Stadt Medora.



Nach der Pause tritt dann noch der Sonderakt auf: ‚The Kalvan family‘ aus ‚America Got Talent‘. Kennt ihr nicht? Wir auch nicht. Im Wesentlichen ein Elternpaar mit zwei jungen Söhnen, die jonglieren. Oder es zumindest versuchen. Es gehen eine ganze Menge der Versuche in die Hose. Aber die Show ist amüsant aufgezogen, außerdem war es wohl die Premiere – wie bei dem ganzen Musical: Heute ist Eröffnungsnacht.



Zurück im Auto fasse ich das Musical möglichst kurz zusammen: »That sucked ass!«. Aber die Kinder hatten wohl tatsächlich Spaß. Also alles gut.

1. Juni 2019: Auto, Auto, Auto

»When I say Hannah, you say ...?»

«Das kennen die Kinder nicht», unterbricht mich Melanie, gelangweilt auf die endlose Weite vor uns starrend.

»Montanah!«, rufe ich.

»Hä?«, fragt Nerys von der Rückbank.



Tatsächlich durchfahren wir für die nächsten etwa 9 Stunden den Bundesstaat Montana. Und es ist eine verdammt öde Fahrt. Prärie soweit das Auge reicht. Ab und zu ein paar interessante Felsformationen, ein paar Gabelböcke oder sogar ein Auto. Ansonsten nichts als grün-gelbe Wiesen und Felder. Wir tanken immer, wenn wir einer Tankstelle begegnen. Just in case. Und in dem schon 150 Meilen vor Ankunft ausgeschilderten Jackson kehren wir in das einzige Restaurant ein – was eigentlich eine Bar ist. Die Besitzerin fragt uns, ob wir für die Hochzeit da wären. Ohne konkreten Grund scheint sich sonst wohl niemand hierher zu verirren.



Bei unseren regelmäßigen Pausen (sofern Funkempfang vorhanden ist) suchen wir nach geeigneten Hotels beim Glacier Nationalpark, doch drei typische Probleme machen uns die Wahl schwer:

1. Noch nicht für die Saison geöffnet.
2. Grottenschlechte Bewertungen.
3. Überteuert.

Am Ende entscheiden wir uns dann für ein Hotel etwa 90 Minuten vom Park entfernt. Das kürzt die heutige Autofahrt substantiell und die Hotelbeschreibungen legen einen akzeptablen Zustand nahe.



Und wo wir schon mit Aufzählungen angefangen haben: Die heutigen Highlights:

1. Ich entdecke, dass unser Leihwagen Cruise Control hat. Damit kann ich den typischen Krampf in der rechten Pobacke wirksam bekämpfen.
2. ‚Home on the range‘: Es gibt tatsächlich eine Ranch im westlichen Teil von North-Dakota, die wie der Disney-Film heißt.
3. Moccasin: Ein Dorf, welches auf dem besten Weg zu einer Geisterstadt zu sein scheint. Der einzige ‚verlassene‘ Ort, bei dem ich heute anhalte (obwohl uns viele Ruinen auf dem Weg begegnen).
4. Das McDonalds Werbeschild am Ortsrand von Lewistown, Montana: «There’s gotta be a McDonalds around here somewhere”.

Offensichtlich handelte es sich heute nicht um den Ereignis-reichsten Tag dieses Urlaubs.

2. Juni 2019: Glacier Nationalpark

Schon eine gute Stunde vor Ankunft im Glacier Nationalpark sehen wir, wie sich vor uns nach und nach die mächtigen weißen Bergkuppen aus dem Dunst schälen. Wir befinden uns auf einer mehr oder weniger flachen Ebene, aus der die Berge plötzlich und schroff heraufwachsen.



Am Saint Mary Visitor Center stelle ich innerhalb von 30 Sekunden fest, dass keiner meiner Pläne für heute umsetzbar ist. Die Rangerin zuckt die Schultern. Es sei halt noch früh in der Saison.

Es ist der 2. Juni!

Doch hier ist gerade mal Frühling.

Und in wenigen Monaten schon wieder Winter.



Wir erkunden zuerst das Umfeld des Visitor Center (wo wir tatsächlich einen Coyoten zu Gesicht bekommen) und fahren anschließend die ‚Going-to-the-sun Road‘ bis zu den Trails für die Saint Mary und Virginia Wasserfälle entlang. Schilder an den Wanderwegen warnen vor Bären – ausnahmsweise freuen wir uns über die Lautstärke der Kinder. Auch wenn dies bedeutet, dass wir nicht nur keine Bären, sondern grundsätzlich kein Lebewesen zu Gesicht bekommen.



Sowohl der Saint Mary Wasserfall als auch der Virginia Wasserfall sind beeindruckend. Riesige Wassermassen strömen aus mehreren Richtungen zusammen, um sich dann direkt wieder aufzuteilen. Die vielen anderen Wasserfälle, die sich alle paar Meter auftun, würden an jedem anderen Ort der Welt bereits eine Attraktion sein; hier gehen sie unter.

Vor allem der Virginia Wasserfall tut es uns an. Wir können uns ihm allerdings nicht auf weniger als etwa 20 Meter nähern, ohne von der Gischt durchnässt zu werden.

Neben den beeindruckenden Aussichten auf Gletscherseen, Schneekuppen und schroffe Felswände, ist auch der Wald ein Highlight. Die Natur steht in voller Blüte; Insektengesumme und eine Vielzahl an Gerüchen verstärken das Urlaubsgefühl.



Wir fahren die paar Meilen bis zur Schranke, die den Weg zum Westteil des Parks versperrt. Vermutlich wird man hier erst in zwei oder drei Wochen durchfahren dürfen. Immerhin sieht man von hier einen der noch verbliebenen Gletscher.

Auf dem Rückweg ist uns außerdem noch der Blick auf sowohl einen Grizzly, als auch einen Schwarzbären vergönnt. Das Resultat ist wie in den Rocky Mountains ein spontanes Park-Chaos mit mehreren (unter anderem unserem) wild abgestellten Fahrzeugen.



Aus dem Park heraus, in Richtung Norden, und dann wieder nach Westen in den Park hinein. Das Ziel ist die Many Glacier Road. Wir fahren bis zum letzten Parkplatz um von dort eine größtenteils ebenerdige Wanderung anzutreten. Der Pfad führt durch einen Wald an einen See, von dort an einen weiteren Wasserfall. Highlight für die Kinder ist selbstverständlich der Schnee, der sich hier und da noch gehalten hat. Außerdem verbringen Lieven und Nerys einen Großteil der Zeit damit, sich zu Videospielen, vor allem ‚Legend of Zelda‘, auszutauschen. Lieven kommt daraufhin zu mir, und fragt, ob ich früher als Junge nicht auch einen Playboy besessen habe.

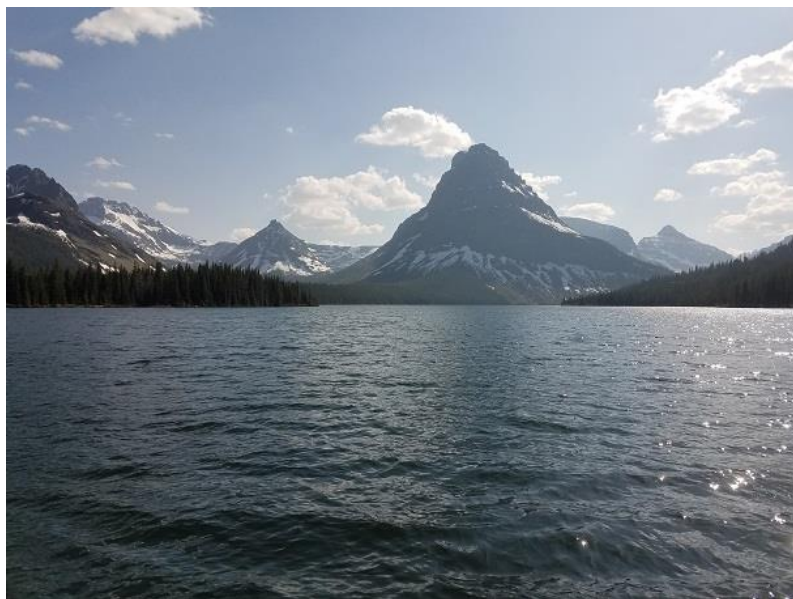
Ein Moment lang bin ich sprachlos, realisiere dann, was er eigentlich meint: »Gameboy? Ja, ich hatte einen Gameboy.«

Einen Playboy hatte ich zwar auch, aber das Gespräch werden wir ein anderes Mal (in ein paar Jahren) angehen ...



Der letzte Ausflug führt uns südlich von Saint Mary zu den Medicine Lakes. Nur wenige Minuten vor dem Ablegen des letzten Tourbootes springen wir aus dem Auto, kaufen die Tickets und rennen auf das Boot.

Der Backdrop des ‚2 Medicine Lake‘ ist wunderschön und die Kinder beschwerten sich die gesamten 45 Minuten der Rundfahrt nicht ein einziges Mal. Dem kurzen Besuch in der historischen Lodge folgt ein improvisiertes Abendessen an einem Straßenstand, bevor wir uns auf den Weg nach Bighorn, Montana, machen. Dazu fahren wir am unteren Ende des Glacier Nationalpark vorbei nach Westen. Südlich von uns schließen sich weitere Berge an. Eine sehr schöne Fahrt, welche an einer sehr schönen Lodge (die Mountain Lake Lodge) in Bighorn am (passenderweise) Mountain Lake endet.



3. Juni 2019: Garnet Ghost Town

Von Bighorn aus geht es durch dichten Wald, links flankiert von Bergen und rechts vom Swan Lake. Als bis zur Ankunft in Garnet bloß noch 11 Meilen angezeigt werden, geht es auf einen Schotterweg. Die geschätzte Fahrzeit: 40 Minuten. Scheint mir im ersten Ansatz etwas lang, ich werde aber schnell eines Besseren belehrt. Die »Straße« wird kontinuierlich schlechter, die Schlaglöcher wachsen fortlaufend und die Straße wird nicht nur steiler, sondern auch schmaler. Dafür begegnet uns insgesamt nur ein einziges Auto.



Auf etwa halber Strecke fahren wir an mehreren verlassen Cabins vorbei. An der Eingangstür der größten ist ein Zettel angebracht, der von dem einstigen Bewohner und dessen Mine erzählt – und dass wir bitte nicht herumschnüffeln sollen. Schweren Herzens kehre ich zurück zum Auto, um den Rest der Höllentour nach Garnet zurückzulegen.

Garnet ist seit über einem halben Jahrhundert eine Geisterstadt. Zu Hochzeiten nannten mehr als 1000 Leute Garnet ihr Zuhause. Um die 40 Strukturen blieben erhalten. Positiv überrascht stelle ich fest, dass die

Kinder tatsächlich mäßig interessiert an den Hintergründen und Einzelschicksalen der ehemaligen Bewohner sind. Sie meckern relativ wenig, als wir nach und nach alle Strukturen abklappern. Für mich, dagegen, zündet das Ganze nicht so richtig. Irgendwie fasziniert mich dann doch das wirklich Verlassene mehr. Ohne Touristeninformation und sorgsam platzierte historische Gegenstände.



Einer der ehrenamtlichen Mitarbeiter hat uns von einer noch offenen Mine erzählt, die irgendwo zwischen Garnet und der Autobahn liegen soll. Die Wege durch die Hügel sind verschlungen, aber zu meiner großen Freude fahren wir tatsächlich zufällig daran vorbei. Drei Gebäude und eine Mine, deren Zugang aber fast vollständig verschüttet ist. Hinein gehe ich nicht, kann aber von draußen dennoch ganz gut den Schacht erkennen. Die drei im fortgeschrittenen Zustand des Verfalls befindlichen Blockhütten durchstöbern wir auch noch. Dann geht es (ich persönlich wieder im Reinen mit der Urlaubswelt) zurück ins Auto und auf die Autobahn nach Südosten.



Ein Zwischenstopp in Drummond stellt sich als Glücksgriff heraus (nettes Restaurant mit gutem Essen), wie auch die Reservierung für eine Nacht im Chico Hot Springs Resort. Die Besitzerin der Mountain Lake Lodge hatte mir davon erzählt. Die Anlage liegt auf einer Hochebene, umgeben von Bergen. Flieder blüht, Pferde wiehern im Stall nebenan, ein historisches Lodge-Gebäude und vor allem die seit über 100 Jahren betriebene heiße Quelle ist gut besucht.

Die Quelle ist unser erstes Ziel und wir genießen bei Sonnenschein die warmen Gewässer. Ein guter Ausklang eines schönen Tages.



4. Juni 2019: Yellowstone River, Yellowstone National Park und Pahaska Tepee Resort

«Wollt ihr nochmal schwimmen gehen?», fragen wir in das Kinderzimmer hinein.

Gegrummel und Beschwerden über das frühe Aufwachen. Lieven hebt seinen Kopf aus der aus Kissen gebauten Burg.

»Nein«, ist die einstimmige Antwort.

»Ok, dann aufstehen und packen!«, verkünde ich.

»Nee, wir gehen doch schwimmen!«, versucht Lieven zu retten, was zu retten ist. Aber zu spät.

Am Ende gönnen wir uns noch ein Frühstück in dem historischen Restaurant der Chico Springs, bevor wir in Richtung Süden zum Yellowstone Nationalpark fahren.



Kurz vor der Einfahrt in den weltberühmten Park halte ich spontan an, um mich bei einem Freizeitveranstalter nach Flusstouren zu informieren. Tatsächlich könnten sie uns noch Plätze auf einer in 25 Minuten beginnenden Whitewater Rafting Tour anbieten. Als ich zurück zum Auto gehe, um die anderen zu informieren, gibt es die typische Meinungsdiversität: Melanie ist überrascht; Lieven und Nerys sind positiv aufgeregt; Kaye ist beunruhigt.

Nachdem wir unser Recht auf Leben quasi vollständig auf den Touranbieter überschrieben haben, bekommen wir mehrere Lagen Kleidung: Ein Wetsuit, einen Sweater, eine Regenjacke, ein paar Schuhe, einen Helm. Dann besteigen wir einen Schulbus, der uns und die Boote zum Yellowstone River hinab fährt. Nach einigen Lektionen zu den manigfaltigen Gefahren des White Water Rafting trauen wir uns auf den beunruhigend wild daher fließenden Fluss. Die stehenden Wellen sind oft gute anderthalb Meter hoch, und es dauert nur wenige Sekunden, bis die ersten Wassermassen zielgenau ihren Weg in den Millimeterspalt zwischen Wetsuit und der Regenjacke finden. Nichtsdestotrotz haben die Kinder (und wir) großen Spaß – Nerys hängt sich sogar nochmal draußen ans Boot ran.



Die Ausmaße des Yellowstone Park sind immens. Für die Durchfahrt von Norden nach Süden muss man zwei Stunden veranschlagen, daher muss der Besuch gut geplant sein. Auch hier muss ich feststellen, dass meine Pläne nicht aufgehen werden. Die heißen Quellen, die ich besuchen wollte, sind aufgrund von Hochwasser geschlossen. Somit weichen wir auf die Mammoth Springs aus: Eine Vielzahl an durch Thermalwasser geschaffene Terrassen. Die Kinder finden den Park dann doch interessant und diskutieren ausführlich darüber, an was die Schwefelgerüche sie erinnern.



Von den Mammoth Springs aus nach Osten, führt die Straße uns über Hochebenen in die Tower-Gegend, von wo aus wir uns nach Süden wenden. Hier und da zeigt sich der Yellowstone River in seinem tief ausgeschnittenen Canyon. Tatsächlich sind der Canyon und dessen Wasserfälle an dem eigentlichen Canyon-Besucherzentrum recht beeindruckend. Ich hatte ursprünglich erwägt, diesen Teil des Parks nicht anzufahren, da wir im letzten Sommer bei unserer 'Grand Circle'-Tour dutzende Canyons besichtigt haben. Doch die lebensfeindliche Kluft unterscheidet sich von allen bisher gesehenen Schluchten in ihrer Dimension und Schroffheit. In Summe scheint sich Yellowstone auf »große« Natur spezialisiert zu haben.



Auf dem Weg zum Yellowstone Lake halten wir noch bei Schwefelquellen und einer Reihe von Thermalquellen, Thermal-Schlammflöchern und Fumarolen, um uns kurz vor 7 am imposanten Yellowstone Lake Hotel einzufinden. Nachdem die gelangweilten Angestellten sich irgendwann doch den wartenden Touristen zuwenden, erfahre ich, dass das Doppelzimmer bei etwa 400 USD beginnt, das Vierpersonenzimmer bei 600 USD. Das erscheint uns dann doch etwas happig (und außerdem unangemessen) und wir entscheiden uns, aus dem Park herauszufahren. Worst Case sind das knappe zwei Stunden bis Cody, der nächsten größeren Stadt.



Wie der Zufall es so will, ist das erste private Areal außerhalb des Yellowstone Parks das Pahaska Teepee Resort. Es sieht ein wenig älter aus, doch sie überlassen uns für vergleichsweise günstige 175 USD eine Cabin für die Nacht. Da bloß 40 Minuten von dem Lake Hotel entfernt, beziehen wir sofort unser neues Domizil, um dann in der historischen Lodge zu Abend zu essen. Wirklich historisch, denn das Resort stellt sich als eines der beiden ursprünglichen Resorts/Hotels von Buffalo Bill heraus. Seine eigene Cabin steht hier auch noch! Die Gebäude sind mit Fotos und Memorialien versehen. Dazu ist es extrem ruhig und naturbelassen – das nächste Restaurant/Hotel/Laden befindet sich wohl in etwa 50 km Entfernung.

In mehrfacher Hinsicht bin ich mehr als glücklich, dass wir nicht im Park übernachteten.



5. Juni 2019: Yellowstone Nationalpark

Was wir heute (Nacht) gelernt haben: Blockhütten sind hellhörig.

Um 5:30 stehen die Oberrachbarn auf, einer der beiden redseligen Kollegen versucht sich an Morgengymnastik (anders kann ich mir die regelmäßigen Schritte nicht erklären), kurz vor 6 machen sie sich auf den Weg. Um Punkt 6 stehen dann die direkten Nachbarn auf und unterhalten sich lautstark, bevor sie gegen halb 7 aufbrechen. Bloß 600.000 Einwohner zählt der Bundesstaat Wyoming, doch Ruhe findet man anscheinend auch hier nicht.



Nicht nur das Abendessen, sondern auch das Frühstück in der Pahaska Tepee Lodge überzeugt. Gut gesättigt stehen wir punkt halb neun vor der historischen Lodge von Buffalo Bill, direkt neben dem ebenso historischen (halt bloß im Vergleich etwas weniger alten) Restaurant-Gebäude. Der Buffalo Bill Imitator nimmt uns in Empfang und führt uns durch das Innenleben. Recht beeindruckend, vor allem da sich im Inneren kaum etwas geändert hat. Nur zu gut kann man sich vorstellen, wie die weltberühmten Wild-West-Pioniere hier ihre Abende verbrachten. Und umso erstaunlicher, dass dieser historische Schatz den Besuchern des Yellowstone Parks bis vor Kurzem kaum bekannt war. Mal ganz zu schweigen von der Möglichkeit eines Besuches. Das soll sich nun anscheinend ändern. Dazu wurde extra der uns herumführende Imitator herangekarrt – er scheint quasi jeglichen erdenkbaren Job anzunehmen, um über das Jahr zu kommen. Doch die

Aufgabe hier scheint ihm mit am besten zu gefallen. Auch wenn er die gleichen Geschichten mehrmals täglich wiederholen muss.

Wir bekommen die Umgestaltungen, die Möbel und die Umgebung erklärt, dazu natürlich noch einiges zu Buffalo Bill selber. Das Land, auf dem die Lodge und das Hotel liegen, ist vom hiesigen Indianerstamm geleased. Schon seit Generationen. Passend, da Buffalo Bill wohl immer stark auf die Rechte und das Wohlbefinden der Ureinwohner bedacht war.



Kurz nach elf finden wir uns im Gebiet Norris des Yellowstone Parks wieder. Schillernde und weniger schillernde Thermalgebilde, Geysire, Fumarolen. Schwefelgerüche um uns herum.

Wir marschieren die verschiedenen Laufwege entlang, wobei die Kinder ausschließlich an den Geysiren Interesse zeigen.

»Was passiert denn, wenn man da reinfällt?«, wollen sie immer wieder wissen.

»Recht heiß und sauer«, erwidere ich. »Aaannd ... death.«

Abgesehen davon finden sie vor allem Gefallen am sogenannten Photobombing, in dem sie sich immer gerade beim Auslösen vor die Linse schmeißen. Immerhin sind sie beschäftigt ...



Auch heute gibt es wieder einen unnötigen Ausraster von Kaye, als sie ein Insekt entdeckt. In diesem Fall allerdings nicht auf ihrer Haut, sondern in ihrer Haut: Eine Zecke hat es irgendwie auf ihren Arm geschafft. Umso beeindruckender, da unsere Tochter sich in der Regel nicht in die Nähe von Bäumen und Sträuchern wagt und wir uns auf einer recht offenen Ebene befinden. Immerhin hält sie ihre Panik derart in Schach, dass sie das Tierchen nicht direkt abreißt. Melanie hat praktischerweise eine Pinzette eingepackt, die wir nun benutzen, um das sich labende Insekt zu entfernen. Ich schmeiße es in einen Thermalrinnsal. Mit panisch geweiteten Augen läuft Kaye nun nur noch mittig auf den Pfaden, einen großen Bogen um jegliche Flora machend.

Kurz darauf fragen wir eine Parkrangerin, ob die hiesigen Zecken gefährliche Viren tragen. Sie meint, dass die größeren Zecken (davon hatte Kaye einer Zuflucht gewährt) in der Regel keine Probleme bereiten.

Dennoch tragen Nerys und Kaye den Rest des Tages trotz hohen Temperaturen und Sonne langärmlige Pullis.



Immer wieder halten wir an um weitere spuckende, rauchende und blubbernde Naturspektakel zu betrachten. Es stellt sich bei allen allerdings langsam der Überdruß ein. Und nicht nur bei uns: Ich überhöre einen Vater, der seine hinterher dackelnden Kinder frustriert anmeckert: »Do you have any idea what Disney spends to recreate this stuff in their parks?« Offensichtlich eine weitere Familie bei der künstliche Welten höheres Ansehen genießen als natürliche.

Die beiden heutigen Höhepunkte haben wir uns bis zum Schluss aufgehoben: Den Grand Prismatic Spring und Old Faithfull. Ersteren schauen wir uns sowohl ebenerdig, als auch von oben betrachtet an. Man mag kaum glauben, dass dieses riesige Farbspektakel natürlich Ursprungs ist. So oder so ein großer Touristenmagnet – doch nicht so groß wie Old Faithfull. Bei unserer Ankunft am Epizentrum des Parks finden wir bereits einige Hundert Menschen vor. In 15 Minuten soll die nächste Eruption stattfinden und unzählige Handys sind auf den rauchenden Geysir gerichtet, auf einigen läuft bereits die Video-Aufnahme. Somit also 15 Video-Minuten von quasi Nichts, dann ein paar Minuten Wasserfontäne. Ich

frage mich, wie viele Terrabyte an neuem Speicherplatz hier jeden Tag belegt werden.



Der eigentliche Ausbruch ist beeindruckend, tatsächlich doch noch lohnenswert. Fast noch beeindruckender (erschreckender?) ist allerdings der Blick über die Schulter auf die vielen Menschen, welche den Geysir bloß auf ihrem Handy mitverfolgen.



Der Weg nach Jackson führt uns nach Süden aus Yellowstone heraus, durch einen Nationalwald, dann schließlich durch den Teton Nationalpark (unser morgiges Ziel). Es bieten sich beeindruckende Ausblicke auf die Tetons – riesige, schroffe Berge – und einige Bisonherden. Wir glauben außerdem einen Elch (Moose) zu sehen, aber Kaye beharrt darauf, dass es sich um einen (verdammst großen) Esel handelt.



Jackson ist ein Wintersportmekka und macht einen sehr gehobenen – und teuren – Eindruck. Ist es auch. Unser Hotelzimmer kostet uns 320 USD. Ohne Frühstück. Und dann ist auch noch der Fitnessraum außer Gebrauch. Ich erlaube mir auf nette Art und Weise meinen Unmut diesbezüglich zum Ausdruck zu bringen. Ich werde auf später vertröstet: Die Dame am Empfang werde in Erfahrung bringen, wo ich sonst meinen Körper noch stählen könne. Als ich eine Stunde später nochmal nachhaken will, ist sie bereits im Feierabend ...

6. Juni 2019: Jackson, Grand Teton Nationalpark, Bar J Chuckwagon

Der Tag fängt deutlich besser an, als er aufgehört hat. Der Hotelmanager kommt uns aufgrund des gestrigen suboptimalen Kundenservices finanziell entgegen und wir beschließen, noch eine weitere Nacht hierzubleiben. Einmal weniger den Koffer ein- und auspacken.



Wir frühstücken in der Lodge, um dann den Regenwolken über Grand Teton Nationalpark entgegenzufahren. Ziemlich genau in dem Moment, als wir am String Lake Trail aus dem Auto steigen, bekommen wir die ersten Tropfen ab. Wir machen uns dennoch auf den Weg, der uns zuerst entlang zweier Seen führt, bevor wir auf die Hänge der Tetons hinauf wechseln. Tatsächlich kommt die Sonne hier und da wieder durch, damit die bisher unheilvolle Atmosphäre etwas aufhellend. Die Umwelt hier kann wirklich sehr unwirtlich aussehen, sogar im Sommermonat Juni.

Mit der Sonne kommen leider auch mehr Moskitos hervor. Oder ‚skeeters‘, wie die Kinder gemäß ihrem angelernten Südstaatendialekt sagen. Um uns fuchtelnd eilen wir den Pfad entlang. Dabei außerdem im Hinterkopf, dass einem zu jedem Zeitpunkt ein Grizzly entgegenkommen könnte. Kaye bringt dies nochmal auf den Punkt, als sie nach Rückkehr von der Parktoilette erzählt, was sie dort gelesen hat:

»Jedes Jahr kommen etwa vierzehn Menschen im Greater Yellowstone durch Bären um!«

»Mehr als ich dachte«, gebe ich zu.

»Gut, dass ich das jetzt erst, nach der Wanderung, gelesen habe!«, meint Kaye, bevor sie resolut in Richtung Auto marschiert.



Für die nächsten drei Stationen hatte ich mehr als zwei Stunden eingeplant, doch Jenny Lake Drive, Oxbow Bend und Willow Flats haken wir innerhalb einer Stunde ab. Gemäß Guidebook alle drei gute Anlaufpunkte für die Sichtung von Elchen und Big Horn Sheep – bloß nicht wenn es durchgängig regnet.



Die ‚Mormon Row‘ schließlich, fesselt uns dafür länger als geplant. Mehrere Gebäude aus der Homesteading-Zeit haben sich erhalten – und werden täglich tausendfach abgelichtet. Die vielen Hobbyfotografen, die im Feld verteilt mit Stativ und Kamera auf den richtigen Moment (definiert

durch die Abwesenheit von Menschen im Objektiv) warten, tun mir gerade nicht ausreichend leid, um nicht doch wie alle anderen Touristen durchs Bild zu latschen.

Die Bauten sind ihrem Alter entsprechend gut erhalten, und es hat den Anschein, dass die weiter südlich stehenden Häuser bis heute bewohnt sind. Vielleicht gab es die eine oder andere Mormonen-Familie, welche vor etwa 70 Jahren ihre Höfe nicht an die Regierung verkauft hat?



Deutlich früher als geplant kehren wir nach Jackson zurück. Die Innenstadt ist eine hübsche Kombination aus Wild-West-Stadt und Ski-Resort. Boutiquen, Kunstläden und Cafés reihen sich aneinander. Wir schlendern etwa zwei Stunden umher, um nach einem kurzen Zwischenstopp im Hotel zu unserer letzten heutigen Aktivität aufzubrechen: Bar J Chuckwagon.

Etwa 10 Minuten von Jackson entfernt (20, wenn man den Stau mit einrechnet, der sich hier anscheinend an jedem späten Nachmittag formt) liegt eine Farm, die seit bald einem halben Jahrhundert jeden Abend um die 600 Personen bewirbt und unterhält. Auf das Abendessen folgt eine Western Show, dargeboten durch eine fünf-köpfige Band, den Bar J Wranglers. Ausgezeichnete Musiker, die alte und neue Cowboy-Songs spielen, unterbrochen durch witzige Pointen und Geschichten. Nicht nur die Kinder amüsieren sich bestens.



Der Tag endet dann leider traurig: Zwei Autos vor uns wird ein Elch angefahren. Bewegungsunfähig kollabiert er auf der Autostraße. Der Unfallverursacher fährt weiter und wir sind leider nicht geistesgegenwärtig genug, uns das Nummernschild zu merken. Wir rufen noch die Polizei an, aber das Wissen, dass der Elch höchstwahrscheinlich getötet werden muss, deprimiert uns alle.



7. Juni 2019: Craters of the Moon Nationalmonument

Als wir auf dem Weg nach Idaho an der Kreuzung halten, an der gestern der Elch angefahren wurde, sehen wir zwei Autos am Straßenrand stehen. Wir parken und ich laufe hin: Der Elch liegt im Straßengraben und wird von den Touristen fotografiert. Mit dabei zwei kleine Kinder.

»Ihm wurde der Hals durchgeschnitten«, klärt mich der Fotograf auf. Ich erläutere kurz die Hintergründe. Vermutlich hat die Polizei das Tier erlöst, abgeholt wird der Kadaver aber anscheinend erst später.

Merkwürdig, dass einem der Tod eines großen Säugetiers deutlich näher geht, als der Tod eines kleinen.



Die Berge und Hügel verlassen uns heute nie vollständig. Etwa drei Stunden brauchen wir bis Butte City, wo unsere ausgehungerten Kinder in ein Restaurant einfallen. Die Stimmung trübt sich ein, als ich verkünde, dass Hamburger keine Option sind. Vor allem Lieven, der in der Regel sein Essen schon weggeschaufelt hat, bevor wir auch nur das Besteck in die Hand genommen haben, scheint von meiner Entscheidung negativ überrascht zu sein. Er habe eigentlich auch gar keinen Hunger, verkündet er jetzt. Schwacher Versuch. Wir zwingen ihn zum Bestellen eines Salats; jedes einzelne Blatt kaut er einzeln und sorgsam durch. Obwohl ich ein ungeduldiger Mensch bin, sitze ich dieses Schauspiel bis zum bitteren Ende aus. Außerdem ist es recht amüsant anzusehen, wie er sich durch das

Grünzeug quält. Am Ende sind auch alle wieder gut drauf: Lieven wäre nicht Lieven, wenn er nicht über sich selbst lachen könnte.



Direkt südlich von Butte City liegt unser einziges heutige Touristenziel: Craters of the Moon National Monument & Preserve. Schon vor etwa einer Stunde habe ich zu Melanie gesagt, dass die Umgebung mich stark an eine durch vulkanische Aktivität geschaffene Landschaft erinnert. Als wir nun durch erkaltete Lava-Betten fahren, kann ich daher stolz sagen: »Siehste?«

Etwa alle zwei Jahrtausende ereignet sich in dieser Gegend ein neuer Ausbruch. Trotz der eher kalten Temperaturen und der steifen Brise fahren wir drei Punkte an. Zuerst den ‚Inferno Cone‘, auf den Lieven quasi herauf sprintet, nachdem ich verkündet habe, dass das erste oben angekommene Kind heute Abend keinen Salat essen muss.

Der schwarze Hügel ist höher als er aussieht und ich spüre jedes meiner bald 42 Lebensjahre als ich den Gipfel erreiche. Trotz des fehlenden Sonnenscheins bringt das Schwarz des Kegels das satte Grün der Pflanzen, das Rot der Felsen und das weiß des verblichenen Holzes stark und satt hervor. Ein kontrastreicher Anblick – den wir aufgrund des heftigen Windes hier oben nur begrenzt lange genießen.



Kaum eine Minute Autofahrt entfernt lassen sich mehrere Cinder Cones besuchen: Es sind die Reste der finalen vulkanischen Aktivitäten des letzten Ausbruchs. Das Magma wurde hier wie Modder in die Höhe geschleudert und hat dabei Kegel aus losen Gesteinsklumpen geformt – ein Gebilde wie eine Kleckerburg.



Der letzte Stopp ist überraschend insofern, dass er sich als einer der unerwarteten Highlights des gesamten Trips entpuppt. Durch die eingebrochene Decke eines Lavatunnels begeben wir uns hinein in ein langgezogenes, kolossales Gewölbe mit einem Durchmesser von geschätzt 10 Metern. Über die Bruchstücke der eingestürzten Decke arbeiten wir uns in die Tiefe vor, um dann von Lichtquelle zu Lichtquelle zu wandern. Alle etwa 40 Meter hat der überdimensionale Gesteinsstrohalm nachgegeben und steile Löcher in die Landschaft gerissen. Die Kinder

klettern begeistert über die Gesteinshaufen, um schließlich wieder auf den erkalteten Lavastrom hinauf zu kraxeln. Mit unserem neuen Wissen zu den geologischen Eigenheiten des Parks erkennen wir nun plötzlich überall Lavaröhren – sowohl intakte wie auch bereits eingestürzte.



Mit einer halben Stunde Verzögerung (gerade vor mir zieht an einer Kreuzung ‚in the middle of nowhere‘ ein Schwertransport in den Verkehr, der an der nächsten Baustelle entladen werden muss) erreichen wir schließlich Boise, Idaho. Die Zivilisation hat uns wieder!

Boise ist bei weitem die größte Stadt, die wir seit unserer Ankunft in Denver anfahren. Und Boise ist gleichzeitig unser Abflugort. Bleibt uns noch ein letzter vollständiger Urlaubstag, für den wir – sehr ungewöhnlich für mich – noch keine konkreten Pläne haben.



8. Juni 2019: Boise

Offenbar haben die Kinder gut geschlafen, denn sie springen ungefragt und gut gelaunt auf meinem Bett herum. Wir lassen sie mit dem Fernseher allein und gehen zum Sport.

Um die Laune der Ehefrau zu bessern fahren wir zu einem bestimmten Modeladen, den es nur an »wenigen Orten« und »nur in den USA« gibt, und den sie gerade »zufällig online gefunden« hat. Melanie verschwindet in der Umkleidekabine, und da wir Lieven nicht erlaubt haben, sein Buch aus dem Auto zu holen, meint er gelangweilt die anprobierten Kleidungsstücke kommentieren zu müssen:

»Sieht ein bisschen aus wie ein Teppich«, ist sein wenig hilfreicher Kommentar zum ersten Oberteil.

Als Melanie das zweite anprobiert, fasst er zusammen: »Now we got a window curtain. We got a carpet. What is missing?«

Anscheinend einiges ... Ein paar hundert Dollar leichter fahren wir schließlich in die Stadt.



Unser Timing ist gut, denn an Samstagen findet ein großer Freiluft-Markt statt. Schmuck, Kunst, Imbissbuden, Wein, ... Mehrere Blöcke nimmt der sehr gut besuchte und recht abwechslungsreiche Markt ein. Die Laune der Kinder lässt langsam nach, da die vielen Gerüche Hunger generieren und ich bisher keine Anstalten gemacht habe, irgendwo einzukehren. Als ich sie dann zu einem Restaurant führe, welches aus den unterschiedlichsten

Knollen Pommes macht und dazu noch eine Vielzahl an Soßen bietet, ist die Welt aber wieder in Ordnung.

Wir streifen weiter durch die wirklich nette Innenstadt. Belebt, abwechslungsreich, gut in Schuss, mit mehreren historischen Blöcken, u.a. einem baskischen Viertel. Und bei der nun folgenden Trolley-Tour gewinnt die Stadt noch weiter an Profil. Wir fahren in dem offenen, historischen Gefährt durch mehrere Wohngegenden, wo wir (wären nicht das Winterwetter und die Wohnungspreise) sofort hinziehen würden. Die sehr grüne Stadt bietet tolle Architektur, entspannte Einwohner und eine grandiose Kulisse: Die Boise Mountains.



Am Nachmittag schauen wir uns dann noch die Live-Verfilmung von Disneys Aladdin an (ich bin positiv überrascht), um uns anschließend dem Packen der Koffer zu widmen. Als ich mir noch ein Bad gönne und dabei die letzten Wochen Revue passieren lasse, muss ich glücklich feststellen, dass wir trotz 3.451 gefahrenen Meilen (Endstand auf dem Tachometer in Boise: 11384 Meilen) einen wirklich großartigen Urlaub hatten: Viel Zeit

zusammen verbracht, sechs Bundesstaaten, sieben Nationalparks, drei National Memorials, Städte, Musik, Shows, Natur, Tiere, Architektur, Geschichte, ... Davon werden wir bestimmt noch lange zehren.

9. Juni 2019: Dallas

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Bis Denver kommen wir problemlos, doch dort ist die Hölle los. Flüge sind verspätet, Gates werden geändert, Leute stehen an Hilfeschildern an. Wir wollten noch Essen gehen, doch kurz bevor wir einen Platz bekommen, sehe ich, dass unser Flug nun von einem anderen Terminal aus fliegt. Also alle los, dort schnell McDonalds (für mehr ist keine Zeit mehr – glauben wir zu diesem Zeitpunkt) und zurück zum Gate. Dort stehen etwa 50 Mann vor dem Abfertigungsschalter an. Anscheinend wurde der vorherige Flug nach New Orleans gecancelt.

Melanie beschäftigt die Kinder mit öffentlichen Gymnastikübungen – die paar irritierte Blicke ignorieren wir. Inzwischen verschiebt sich die Boardingzeit immer weiter nach hinten. Das Flugzeug ist da, aber die Besatzung fehlt wohl. Plötzlich wird die Maschine einem anderen Flug zugeordnet und soll nun nach El Paso fliegen. Dafür gibt es anscheinend wohl eine Besatzung. Für unseren Flug wird nun eine noch spätere Zeit angezeigt – ohne Gate.

»Was ist denn das Problem?«, will Nerys wissen.

»Wir haben momentan kein Flugzeug«, erwidere ich.

»Aber Papa!«, sagt sie, und zeigt aus dem Fenster. »Da ist ein Flugzeug. Und da! Und da! Überall Flugzeuge!«

Obwohl es langsam auf 9 Uhr abends zu geht, muss ich dann doch lächeln.

Wie erwartet wird schließlich auch unser Flug gecancelt und Melanie stellt sich in die Schlange vor dem Umbuchungsschalter an. Ich versuche es telefonisch (automatisierte Sprachnachricht: »We will call you back in more than 2 hours«), in anderen Terminals und sogar beim eigentlichen Eincheck-Schalter, aber am Ende ist die ‚schnellste‘ Bedienung dann doch im Terminal. Nach mehr als zwei Stunden warten ist Melanie dran – und es bleibt beim zuvor von mir schon online umgebuchten frühesten Flug Morgenabend um 11 Uhr. Allerdings haben die Wartenden vor uns schon gestern eine ähnliche Situation durchlebt: Ihr Flug wurde gecancelt, sie buchten auf heute um, und nun wurde auch der neue Flug ersatzlos gestrichen. Und Melanie soll am Dienstag nach Deutschland fliegen. Also alles etwas knapp. Wir lassen uns auf Wartelisten stellen und hoffen, dass wir den Flug um kurz vor Mitternacht bekommen. Wir sind Platz 20 bis 25 auf der Warteliste, wobei wir das ein oder andere Mal weiter nach hinten

rutschen, wenn jemand mit einem höheren Flugstatus dazwischengeschoben wird. Auch dieser Flug verzögert sich zunehmend, doch am Ende fliegt er um halb 1.

Und wir sind an Bord!

Viele der eigentlich auf diesen Flug gebuchten Passagiere sind noch an Bord der Zulieferflüge – die ebenso verspätet sind. So bleiben einige Plätze sogar unbesetzt.

One man's pain is the other man's gain.

10. Juni 2019: Nachwort

Zurück in den Südstaaten – nun fehlt nur noch das Gepäck.

Eines der ersten Gespräche mit American Airlines verläuft folgendermaßen:

Dame: »Your luggage is now in New Orleans.«

Ich: «Great, but we're now almost in Mobile.»

Dame: «Ok, how far away is that?»

Ich: «To the airport around 2 hours 15 minutes.»

Dame: «Could you come and pick it up?»

Ich (verspätet, da Verärgerung herunterschluckend): «No, I have to work.»

Am Ende bekomme ich bei einem weiteren Rückruf (nach zwei Stunden) eine hilfreiche Dame an die Strippe. Wir arbeiten alle Details durch, am Ende versucht sie dann noch weitere Informationen zum Gepäckstück abzufragen. Form, hart oder weich. Und Farbe:

»Is it a dark blue, a light blue, or a navy blue?«

«Uhm“, überlege ich kurz. »As you are talking to a guy, I don't really know how to answer that. I only know the colors blue, green, yellow, red, orange. Not sure, what Navy Blue is.“

Neben mir lacht Melanie laut auf, die Dame am Telefon lenkt sofort ein.

»Got it, no problem. I'll put down navy blue. We'll take care of it. I hope you had a great vacation nevertheless!“

Das können wir alle nur bejahen.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky
Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte
Stimme; Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation;
Marionetten; Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den **Newsletter** (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/

Kapitel 1: Die Villa

Heute war ein guter Tag!

Sevy Lemmots stieg aus seinem alten Chevrolet und nahm seinen Kauf in Augenschein. Sein Grinsen reichte von Ohr zu Ohr.

Vor ihm stand sein neues Zuhause. Eine Villa aus dem letzten Jahrhundert, umgeben von Feldern. Idyllisch. Ruhe ausstrahlend. Perfekt.

Sevy legte den Kopf schräg und schürzte die Lippen.

Nun gut, nicht wirklich *perfekt*. Um einige Ausbesserungsarbeiten würde er wohl nicht herkommen. Unter anderem gab es eine größere Menge an Löchern zu stopfen. Fünfundneunzig, wenn er ganz genau war. Denn so viele Kugeln hatte der Vorbesitzer während einer Episode geistiger Umnachtung in die Wände geschossen. Glücklicherweise war Aldamor Frick allein gewesen, als er sein Haus unter Zuhilfenahme eines Gewehrs umdekorierte. Trotz der Abgeschlossenheit der Villa war seine Tat nicht unbemerkt geblieben, und kurz darauf musste Aldamor ausziehen. Die Regierung spendierte ihm eine weiße Zwangsjacke, freie Kost und Logis und ließ ihn sogar gratis abholen.

Aldamor Frick ... Sevy konnte es kaum fassen, dass er vor dem ehemaligen Domizil des berühmten Mannes stand. Der Name war ein fester Begriff in der Kunstwelt. Ein Kunstitan! Auch wenn er nun in der Irrenanstalt vermutlich mit Wasserfarben und Papier, anstatt mit Öl und Leinwand hantierte. Ein wahrhaft bemerkenswerter Verlauf eines kurzzeitig so erstaunlichen Lebens. Innerhalb weniger Monate war Frick zum neuen Star der Szene avanciert, innerhalb weniger Tage – so schien es – hatte er dann

den Verstand verloren, was schließlich in der gebäudeweiten Lüftung resultierte.

Abschrecken konnte diese Vergangenheit des Hauses Sevy nicht.

»Ein Unikat!«, freute er sich, verriegelte dann die Fahrtür seines 82er-Chevrolets und ging auf das Haus zu.

Links, rechts und hinter der Villa breiteten sich Felder aus, in größerer Entfernung hier und da unterbrochen von kleinen Kiefer- und Pappel-Ansammlungen. Die vereinsamte Landstraße lag auch jetzt komplett verlassen da. Wenn am Tag zwanzig Autos hier vorbeifuhren, wies das bereits auf Umgehungsverkehr infolge eines Unfalls auf der Hauptstraße hin.

Sevy zögerte den Moment des ersten Betretens hinaus und schlenderte stattdessen gemächlich auf das Haus zu. Es war eigentlich viel zu groß für einen einzigen Bewohner. Aber schon seit der Errichtung des neo-gotisch angehauchten Prunkstücks durch einen gewissen Alfons Herder hatte nie mehr als eine Person hier gelebt.

Von einem nahezu quadratischen Grundriss aus erhob sich das Gebäude etwa neun Meter bis zum Dachfirst. Auf den ersten Blick handelte es sich um einen düsteren, unheimlichen Bau. Doch Sevy sah die Villa mit ganz anderen Augen.

»Die Musen-Villa«, murmelte er. »*Meine* Musen-Villa.«

Der Spitzname haftete dem Bauwerk seit Jahren an. Der Makler dagegen hatte von einer *geschichtsträchtigen und soliden Investition* gesprochen. Aber Sevy war natürlich das unter der Hand weitergegebene Versprechen an die Bewohner der *Musen-Villa* nicht unbekannt. Ein Versprechen, das auf eine strahlende Zukunft hoffen ließ. Man mochte dem Aberglauben zusprechen oder auch nicht, aber es war unbestritten, dass gleich drei Künstler kurz nach ihrem Einzug in das Haus zu Weltruhm gelangten.

Nur wenige Wochen ohne Bewohner hatten gereicht, um dem Haus das Aussehen einer Geistervilla zu verleihen. Der Rasen wucherte wild und das über die Haustür geklebte rot-weiße Polizeiband flatterte unheimlich im Wind. Und dann war da noch die Stille. Diese unheimliche Stille. Nicht

einmal Vögel hielten sich in der Nähe der Villa auf. Es gab einfach keine Bäume, auf denen sie sich hätten niederlassen können.

Sevy sah hinauf zu dem schwarz geschindeltem Dach. Auch dieses wurde von den Vögeln verschmäht.

Hinter dem Anwesen passierte er einen kleinen Bau. Nie vervollständigt, schauten aus dem grauen Kubus eine Vielzahl verrosteter Armierungsstangen hervor. Am besten, er würde den unfertigen Schuppen abreißen lassen.

Zurück auf der Vorderseite näherte Sevy sich nun der mittig angebrachten, schweren Eichenholztür. Es knarzte laut, als sie widerwillig den Weg in das Hausinnere frei gab. Für Sevy war es das erste Mal, dass er die Villa betrat. Er hatte das Anwesen gekauft, ohne je einen Fuß hineingesetzt zu haben. Das Gebäude war viel zu berühmt, als dass er nach dem Lesen der Zeitungsanzeige nicht sofort nach dem Telefon gegriffen hätte. Eine solche Chance hatte er nicht durch Zögern ungenutzt verstreichen lassen können.

Die kleine Eingangshalle war im Großen und Ganzen leer. Einzig eine einfache Kommode hatte die Umzugsfirma übersehen – oder absichtlich vergessen? Staub lag fingerdick überall dort, wo ... nun, fast überall. Lediglich einige freigetretene Pfade zogen sich von dem Eingang zu dem Treppenhaus, beziehungsweise zu den insgesamt drei abgehenden Türen.

Nein, es waren vier, stellte er direkt darauf fest. Die letzte lag rechts von ihm unter der Treppe. Diese nahm ihren Ursprung mittig im Haus und führte dann zur Vorderfront des Hauses hin in das Obergeschoss. Der darunter liegende Durchgang führte in den Keller, wie Sevy mit einem kurzen Blick feststellte. Er würde ihn später inspizieren. Auch das Obergeschoss hob er sich für später auf. Allerdings warf er schon jetzt einen neugierigen Blick die steile Treppe hinauf, die von einem Geländer aus dunklem Holz flankiert wurde. Überhaupt schien so gut wie alles im Eingangsbereich aus Holz gefertigt oder, im Falle der Wände, zumindest damit vertäfelt zu sein.

Sevy legte die Schlüssel auf der Kommode ab, erste Fingerabdrücke in der unbefleckten Staubschicht hinterlassend. Dann begab er sich auf eine Erkundungstour des Erdgeschosses.

Die rechte Tür führte in das Wohnzimmer, das ohne Möbel einen eher ungemütlichen Eindruck machte. Wie der Makler ihm erzählt hatte, war das Erdgeschoss zu Aldamor Fricks Zeit mehr oder weniger ungenutzt gewesen. Der Künstler hatte sich in das Obergeschoss zurückgezogen. Lediglich die im Erdgeschoss gelegene Küche wurde hin und wieder benutzt.

Sevy machte sich auf den Weg zu eben jener Küche. Wie das Wohnzimmer lag sie in der vorderen Hälfte des Hauses und war über die linke Tür des Flurs erreichbar.

Sevy kreuzte die Finger. Hoffentlich funktionierten die wesentlichen Küchengeräte nach der Schießerei noch, denn Geld für größere Ersatzkäufe blieb ihm nicht.

Er hatte den Flur bereits fast durchquert, als er innehielt. Verwundert schaute er zu der Kommode und klopfte seine Hosentaschen ab. Schon wollte er in das Wohnzimmer zurückkehren, zögerte aber. Er war sich sicher: Seine Schlüssel hatte er auf die Kommode gelegt. Nur, dass sie dort nicht mehr waren.

Er warf einen Blick unter das Möbelstück. Nichts. Mal abgesehen von Staub.

Aufgrund seiner Größe war der Schlüsselbund eigentlich kaum zu übersehen. Das damit verbundene Gewicht war gleichzeitig der Grund dafür, dass Sevy ihn ungerne mit sich herum trug.

Einen Moment lang ging Sevy in sich, rekonstruierte gedanklich die letzten paar Minuten. Zugegebenermaßen war er oft etwas vergesslich und nicht ganz bei der Sache. Hatte er sie vielleicht doch ...? Auf das Gründlichste durchsuchte er seine Taschen, öffnete aus purer Verzweiflung sogar die einzige Schublade der Kommode – und riss die Augen auf.

Da waren sie!

Kopfschüttelnd nahm er den Bund heraus.

»Weniger *Haus der Musen*, sondern eher *Haus der Vergesslichkeit*«, murmelte er. Er beschloss, die Zweifel an seiner geistigen Verfassung zu ignorieren, genoss dafür den kurzen Schub der Erleichterung und trat in die Küche.

Der Raum war hell: Fenster in den zwei Außenmauern ließen Licht herein. In direkter Nähe zur Tür, durch die er die Küche betreten hatte, führte eine weitere, um neunzig Grad versetzt, in den letzten Raum des Erdgeschosses. Er zog sich über die gesamte Rückseite des Hauses und war wie das Wohnzimmer vollkommen leer: der sogenannte Salon.

»So viel Platz«, sagte er in die Stille hinein und kehrte beunruhigt, da seine Gedanken zu der winterlichen Heizrechnung wanderten, in die Küche zurück.

Auch hier befanden sich kaum Möbel. Außer einem Tisch und zwei Stühlen stellte lediglich der gelbe Kochtrakt einen Blickfang dar; er wurde durch eine Trennwand auf Brusthöhe (ihm drängte sich das Wort *Bar* auf) von dem Rest des Raumes abgetrennt.

Die Anzahl der Einschusslöcher war hier an einer Hand abzuzählen. Insgesamt schienen der Raum und dessen Inventar in guter Verfassung zu sein. Der Kühlschrank summte leise vor sich hin, die Mikrowelle zeigte die (falsche) Zeit an. Sevy legte die Schlüssel auf den Tisch und öffnete dann die Schränke. Sie waren allesamt leer.

Zufrieden sah er sich um. Er konnte es kaum erwarten, einzuziehen. Einige kleinere Leinwände, ein paar Tuben Ölfarbe, eine Matratze mit Bettzeug und einen Koffer mit Kleidung hatte er bereits mitgebracht. Theoretisch konnte er gleich anfangen zu malen und die legendäre, stimulierende Wirkung des Hauses testen, wäre da nicht das Verpflegungsproblem. Am besten war es sicherlich, er fuhr kurz in die Stadt, um sich mit einigen Nahrungseinkäufen schon heute notdürftig in seinem neuen Zuhause und Atelier einrichten zu können.

Voller Vorfreude warf Sevy einen letzten Blick aus dem Fenster, wandte sich zum Gehen – und stockte.

»Hey!«

Über die Trennwand hinweg sah er direkt auf den kleinen Esstisch, auf dem er seine Schlüssel abgelegt hatte. Sie schwebten nun einige Zentimeter über der Tischplatte – gehalten von einer schmalen, knochigen Hand. Mehr war von der diebischen Person nicht zu sehen.

Schnell ging Sevy um den Tisch herum und näherte sich dem Eindringling, der erst jetzt vollständig ins Blickfeld rückte.

Mitten in der Bewegung hatte die kleine Gestalt innegehalten. Langsam wandte sie Sevy den Kopf zu, ein schuldbewusstes Lächeln auf den spröden Lippen. Der Körper war schmal und in ein weites, braunes Gewand gekleidet, das an der Taille mit einer Kordel zusammengehalten wurde. Im Vergleich zu der Statur – das Wesen mochte höchstens einen Meter groß sein – wirkte der Kopf geradezu riesig. Dessen Form war darüber hinaus mehr breit als hoch, und die flache Stirn sowie das fliehende Kinn gaben dem Wesen ein eher kindliches Aussehen. In der Tat mochte man den verhinderten Dieb auf den ersten Blick für einen Drei- oder Vierjährigen halten, doch schon der zweite belehrte einen eines Besseren: Kinder waren in aller Regel nicht kahl und verfügten außerdem nicht über eine derart gedeihende Nasenhaarpracht.

Das ungewohnte Äußere verunsicherte Sevy, doch die Verärgerung über den versuchten Diebstahl gewann die Oberhand.

»Was soll denn das werden?«

»Uhm ... Schlüssel?« Die Tonlage der Stimme passte zu einem zehnjährigen Jungen, aber die Intonation deutete eher auf einen Erwachsenen. Noch immer verharrte das Wesen in seiner Stellung, dabei das Bündel in der Hand über dem Kopf haltend.

»Meine Schlüssel«, spezifizierte Sevy. »Hast du sie vorhin auch schon genommen? In der Vorhalle?«

Stolz nickte das Wesen.

»Super-Leistung«, höhnte Sevy.

»Danke.« Das Wesen entspannte sich angesichts des vermeintlichen Lobes und steckte den Schlüsselbund ein.

»Hey! Die hätte ich gerne wieder!«

Mit großen Augen sah die Gestalt ihn an. »Was?«

»Die Schlüssel.«

»Welche Schlüssel?«

»Die in deiner Tasche!« Allmählich verlor er die Geduld.

»Welche Tasche?«

»Die Tasche in deinem ...«

Das Wesen lachte, hielt sich prustend die Hand vor den Mund. Die langgliedrigen Finger verdeckten fast die Hälfte des Gesichtes. »War nur ein Scherz!«

Sevy biss die Zähne aufeinander. »Was willst du überhaupt damit?«

Die fröhliche Miene fiel in sich zusammen. »Womit?«

Entnervt schloss der Künstler einen Moment lang die Augen. »Mit ... meinen ... Schüsseln.«

Die Frage schien kompliziert. Ein Ausdruck der Verwunderung schlich sich auf das Gesicht des Wesens, nachdenklich schaute es auf den wieder hervorgeholten Bund. »Nun ...«, meinte es, sich auf die Lippen beißend. »Nun ...« Es sah sich um und die Augen wanderten zu den beiden Türen. Offensichtlich suchte es nach einem Fluchtweg. »Uhm ... Tja ...« Langsam tat es einen Schritt nach hinten, fort von Sevy.

»Her mit den Schlüsseln!«, befahl Sevy und riss den Bund aus den schmalen Fingern.

»Nicht fair!«, beklagte sich die Gestalt. »Das war nicht nett!«

»... beschwerte sich der Dieb«, murmelte Sevy und steckte die Schlüssel tief in seine Hosentasche. Als Demonstration seiner Überlegenheit schlug er zweimal von draußen darauf und schenkte dem Kleinwüchsigen ein überlegenes Grinsen.

Dann widmete er sich der Tatsache, dass ihm sowohl die Anwesenheit als auch die Gestalt seines Besuchers zu denken geben sollten.

»Wer bist du überhaupt?«

»Laval.«

Mitleidig verzog Sevy den Mund. »Alternative Eltern, was? Flower-Power-Einstellung? Jeder ist einzigartig und solch ähnliches Gedankengut?«

»Äh ...«

»Vergiss es«, ersparte er Laval die Antwort. »Was tust du hier? Und wie bist du hereingekommen?«

»Also ...« Laval hob die linke Hand und griff mit der rechten nach seinem Zeigefinger. »Ich bin hier, um deine Schlüssel zu verlegen.« Nachdenklich streckte er einen zweiten Finger – und Sevy stellte verwundert fest, dass Laval nur drei davon hatte.

»Und ich komme aus dem Wohnzimmer. Zu Fuß.«

Stolz auf seine Ausführungen sah er auf und zeigte an Sevy vorbei. »Das ist dort!«

»Das war ja erstaunlich informationsfrei«, erwiderte Sevy. Er sah Laval forschend an. »Machst du das eigentlich absichtlich?«

»Was?«

»Überflüssige Fragen stellen und inhaltslose Antworten geben. Mich damit in den Wahnsinn treiben.«

»Du bist wahnsinnig?« Alarmiert wich Laval ein Schritt zurück.

»Nein, bin ich nicht.« Sevy seufzte. »Also, versuchen wir es noch mal: Wie bist du in dieses Haus gekommen?« Er fügte hinzu: »Und damit meine ich nicht durch die Haustür.«

Ein quietschendes Geräusch ließ Sevy herumfahren, Laval damit mehr Bedenkzeit verschaffend. Ein schmaler Streifen Licht fiel aus dem Kühlschrank, der sich etwa einen Zentimeter weit geöffnet hatte. Schon hatte Sevy ihn erreicht, schloss ihn und rüttelte ein-, zweimal daran, um sicher zu stellen, dass er wirklich geschlossen war.

»Nun«, wandte er sich wieder an Laval, »Du wolltest mir ...«

Mit Wucht schlug Sevy gegen die Kühlschranktür, als diese sich erneut öffnete. »Memo an mich ...«, murmelte er, »Tesafilem kaufen.«

Dann bemerkte er den Druck, der von der Kühlschranktür ausging – und er hörte die wütenden Schreie, die durch die Isolierung drangen.

Erstaunt wich er zurück, als die Tür aufschwang. Der Kühlschrank war leer – bis auf eine verschrobene Gestalt. Sie war noch etwas kleiner als Laval, doch von genauso merkwürdigem Aussehen. Böse funkelte das

Wesen Sevy an, auch wenn es dafür den Kopf schmerzhaft verdrehen musste. Aus irgendeinem Grund hatte es sich zwischen dem mittleren und dem oberen der Roste gezwängt. Die in einer schmutzigen Hose aus Jute steckenden Beine waren unnatürlich angewinkelt.

»Was soll das?«, wollte das Wesen wissen. »Soll ich erfrieren? Mir ist kalt!«

Sevy brauchte nur den Bruchteil einer Sekunde, bis er sich gefangen hatte: »Dann ist ein Kühlschranks wohl kaum der richtige Aufenthaltsort für dich. Raus da!«

»Wie kannst du es wagen ...«, begann die Gestalt, hob dann erstaunt die Augenbrauen. »Hey ... rauskommen! Gar nicht mal so dumm ...« Einen Moment lang schien das Wesen den Vorschlag ernsthaft in Erwägung zu ziehen, dann schüttelte es den Kopf und meinte: »Mein Fehler: War doch eine blöde Idee.« Wie selbstverständlich lehnte es sich wieder zurück und fing zufrieden an zu summen.

Sevy sah sich verduzt nach Laval um. »Also ... bei dir war ich mir schon nicht so sicher, aber der da ...«

»Knut«, unterbrach ihn Laval.

»Von mir aus ...« Er zögerte. »Knut ist kein Kind, oder?«

Laval schüttelte den Kopf. »Schon seit knapp dreihundert Jahren nicht mehr.«

»Richtig«, murmelte Sevy. »Natürlich. Denn ihr seid ...?«

»Kobolde?«, erwiderte Laval unsicher. Die Frage schien ihn zu überfordern.

»Kobolde ...« Sevy blähte die Wangen auf, ließ die Luft laut entweichen. »Kein Wunder, dass die Villa so billig war. Schon nach fünf Minuten gibt das Hirn nach. Ob es hier irgendwelche giftigen Dämpfe gibt?«

Er öffnete die Fenster, atmete tief die frische Luft ein, alldieweil interessiert von Laval beobachtet. Knut piff inzwischen weiter vor sich hin. Sevy glaubte *Marmor, Stein und Eisen bricht* zu erkennen.

Schließlich schüttelte der neue Hausbesitzer den Kopf.

»Nein, daran scheint's nicht zu liegen. Bleiben die Möglichkeiten Traum, Schlaganfall ... oder ihr seid tatsächlich echt.«

Der letzte Teil des Satzes war an Laval gerichtet, der angesichts Sevys abwartendem Blick nun verunsichert an sich herunterschaute. »Echt?«, schlug er dann zweifelnd vor.

»Echt ...« Sevy dachte an den mittlerweile in einer Irrenanstalt lebenden Vorbesitzer des Hauses. Ob es einen Zusammenhang zwischen seinem Nervenzusammenbruch und den Kobolden gab?

»Kennt ihr Aldamor Frick?«

»Hm«, bejahte Laval. »Unangenehmer Typ. Hat nie seine Schlüssel abgelegt.«

Konnte es sein? War dies eines der Dinge, welche die Villa besonders machten? Waren die beiden Kobolde tatsächlich echt? Oder ging seine Fantasie mit ihm durch? Es wäre nicht das erste Mal ... In seiner Jugend hatte er imaginäre Freunde gehabt, später wurden daraus imaginäre Freundinnen (traurig, aber wahr). Außerdem schwor Sevy jedem, der es hören wollte, hoch und heilig, dass er tatsächlich einst ein Gespräch mit seinem Hamster geführt hatte (allerdings hatte er damals recht viel getrunken (Sevy, nicht der Hamster)).

Er schüttelte den Kopf. Die genaue Herkunft seiner Besucher spielte momentan keine Rolle. Fantasiegebilde, Irre, hässliche Kinder, Kleinwüchsige oder tatsächlich Kobolde: Er würde damit fertig werden.

Unvermittelt schlug er sich forsch auf die Hosentasche.

Beleidigt zog Laval die Hand zurück. »Aua!«

»*Meine* Schlüssel«, betonte Sevy. »Und wo wir schon dabei sind: *mein* Haus! Ich fahre jetzt in die Stadt, und wenn ich zurückkomme, will ich stark hoffen, dass ihr verschwunden seid. Sonst muss ich andere Saiten aufziehen!«

Laval nickte. »Sicher, kein Problem. Dein Haus, deine Schlüssel.« Er schien geknickt, doch dann leuchtete sein Gesicht auf. »Ich kümmerge mich um Knut!«

Mit einem kritischen Blick auf den Kühlschrank verließ Sevy sein neues Zuhause und fuhr in die Stadt.

Kapitel 2: Das Gefängnis

Bereits aus über einem Kilometer Entfernung ließen die offenen Felder hin und wieder einen ungehinderten Blick auf die Villa zu: ein isolierter, dem langsamen Verfall ausgelieferter Bau. Tatsächlich konnte Sevy bei diesem Anblick nachvollziehen, weswegen es keinen Biete-Wettkampf um das Anwesen gegeben hatte. Der Makler hatte fast erleichtert gewirkt, als Sevy sich bei ihm meldete.

Dreißig Kilometer von der nächsten Stadt entfernt und zwanzig bis zum nächsten Nachbarn – Einsamkeit war nicht jedermanns Sache. Doch für ihn als Künstler gab es kaum einen besseren Ort, um sich schaffend zu betätigen. Dies hatte die *Musen-Villa* längst bewiesen. Drei Besitzer hatte sie in den letzten vier Jahren beherbergt: Drei renommierte Künstler aus den unterschiedlichsten Bereichen.

Den Anfang hatte der Filmmusik-Komponist Ludovico Ernst gemacht. Sein Nachfolger war der begnadete Autor Machius Schrift gewesen. Und bis vor Kurzem hatte natürlich Aldamor Frick, der europaweit bekannte Maler, in dem Anwesen gelebt. Wobei der geistige Absturz des Malers seinem Ruhm nicht abträglich gewesen war. Genialität und Wahnsinn waren in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit bekanntlich zwei Seiten derselben Medaille, und so konnte der mentale Ausraster mit dem notwendigen Wohlwollen als ein Ausbruch der Inspiration ausgelegt werden. Außerdem würden in absehbarer Zeit keine neuen Bilder von ihm auf den Markt kommen, was wiederum die Preise anheizen würde. Im übertragenen Sinne galt dies übrigens auch für die beiden anderen Vorbesitzer: Ihre schaffende Lebensphase schien mit dem Auszug ebenso abgeschlossen. Ludovico Ernst hatte das Haus eines Tages einfach verlassen und sich auf der Couch seines Psychiaters einquartiert. Er war dort sehr, sehr lange geblieben. Machius Schrift neigte, wie Aldamor Frick,

mehr zur radikalen Variante und hatte versucht, die Villa niederzubrennen. Erstaunlicherweise war ihm dies nicht gelungen, da nach seiner verwirrten Aussage alle seine Streichhölzer nass, und sämtliche Feuerzeuge leer gewesen waren. Als Schrift sich in der Stadt einen Flammenwerfer zulegen wollte, hatte die Polizei ihn schließlich verhaftet. Wo der Schriftsteller heute weilte, wusste Sevy nicht.

Die Sonne berührte bereits den Horizont, als Sevy das Auto parkte und mit den Armen voller Lebensmittel auf die Villa zuing. Er hatte nicht abgeschlossen, um Laval und Knut einen ungestörten Abzug zu ermöglichen, und so stieß er die Tür mit dem Fuß auf.

Im ersten Moment übersah er die roten Flecken, die im Flur die dunklen Dielen schmückten. Auch ignorierte er anfänglich die arg roten Lippen Lavals, als dieser ihm aufgeregt aus der Küche entgegenkam.

»Habe ich nicht gesagt ...«, begann Sevy, bevor sich seine Augen weiteten. »Ist das ...? Nein!«

»Was?«, fragte Laval, doch Sevy drängte sich bereits an ihm vorbei in die Küche und sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Der Küchentisch schien das Opfer einer Farbenexplosion geworden zu sein. Jede einzelne seiner Farbtuben war geöffnet worden, und in großen, grünen Lettern ließ sich *Knut und Laval waren hier!* auf den Fliesen lesen.

»Schmeckt irgendwie komisch«, meinte Laval, auf seine angemalten Lippen deutend. Er war Sevy gefolgt und erkannte die Anzeichen eines drohenden Wutausbruchs anscheinend noch nicht.

»Vermutlich, weil es kein Lippenstift ist«, presste Sevy zwischen den Zähnen hervor.

»Ach so?« Der Kobold produzierte einige schmatzende Laute, fragte dann: »Sicher?«

»Was genau hast du nicht verstanden, als ich sagte: Verschwindet aus meinem Haus?«

Verbissen arbeitete Sevy daran, seinen rasenden Puls unter Kontrolle zu bekommen. Er presste die Hände zu Fäusten, in einem Versuch, die Aggressivität zu kanalisieren.

»Uhm ... alles?« Als sich Sevys Miene tatsächlich noch weiter verfinsterte, korrigierte Laval sich schnell: »Nichts?«

»Raus!«, fuhr Sevy ihn an.

»Raus aus der Küche?«

»Raus aus meinem Haus!«

Zum ersten Mal zeigte sich Entschlossenheit in Lavals breitem Gesicht.

»Geht nicht.«

»Sicher geht das!«, widersprach Sevy. »Knut! Du auch!«

Die Kühlschranktür wurde aufgestoßen und Knut schaute ihn mit einem breiten Grinsen an. Seine Zähne waren weiß. Strahlend weiß.

Ein Blick auf den Boden bestätigte Sevys Vermutung: Dort lag die nur noch halb volle Tube mit weißer Ölfarbe.

»Raus hier, beide!«, wiederholte Sevy.

Widerwillig gehorchten die Kobolde dieses Mal und folgten ihm in den Flur – dort blieben sie jedoch stehen. Laval verharrte wenige Meter von der Haustür entfernt, während Knut sich im Hintergrund hielt und alle paar Sekunden mit dem Finger testete, ob die Farbe auf seinen Zähnen schon ausgehärtet war.

»Seid froh, dass ich keinen Schadensersatz von euch verlange!«, drohte Sevy. »Ich will euch hier nie wieder sehen, verstanden?«

Schweigend sahen die beiden Kobolde ihn aus großen, grünen Augen an.

»Was wollt ihr noch?«

»Wir können nicht raus«, meinte Laval ernst. »Wir wissen nicht, wie.«

»Was ist daran so schwer?« Ungestüm öffnete Sevy die Tür und tat zwei Schritte hinaus. »Hier, so einfach! Draußen ...« Er trat wieder hinein.

»Drunnen. Ihr draußen, ich drinnen!«

Laval tippte nachdenklich mit einem Finger an sein Kinn, die ultimative Denkerpose einnehmend. Er ging einen Schritt vor. Noch etwa ein Meter trennte ihn von der Schwelle. »Wie war das? Noch ein letztes Mal, bitte.«

»Mein Gott!«, murmelte Sevy, um geistigen Halt ringend. Er machte einen großen Sprung vor die Tür. »Draußen ... und ...«

Laval schloss die Tür und schob den Riegel vor.

Etwa fünfzehn Minuten hatte Sevy gebraucht, um sich einigermaßen zu beruhigen. Den Kopf aufgestützt, saß er auf der Schwelle seines Hauses und beobachtete mit finsterner Miene den Sonnenuntergang. Eine Strähne seines fast schwarzen Haares fiel ihm in die Augen und ein Dreitagebart umrahmte sein Gesicht – so, wie es sich für jeden ernsthaften Künstler gehörte.

Verdutzt hatte er auf die Tür gestarrt, als diese ins Schloss gefallen war. Die Verwirrung war schnell der Wut gewichen: Lauthals hatte er seinem Ärger Luft gemacht. Doch sowohl Laval als auch Knut hatten kein einziges Wort mehr an ihn gerichtet. Erst als Sevy feststellte, dass er seine Stimmbänder sinnlos belastete, hatte er sein Geschrei eingestellt.

»Und?«, fragte nun eine Stimme durch den Briefkastenschlitz.

»Und was?«

»Willst du wieder rein?«

»Nein, ich verbringe bevorzugt die Nacht draußen. Vor allem, wenn ich von Eindringlingen aus meinem eigenen Haus ausgesperrt werde.«

»Draußen schlafen ist aber keine gute Idee«, gab Laval zu bedenken.

»Sag bloß.«

Beide verstummten.

»Wenn du mir zuhörst, dann lasse ich dich danach rein«, schlug Laval vor.

Zuerst wollte Sevy sich weigern, doch was hatte er zu verlieren? Tatsächlich wurde es langsam kühl, und er konnte nicht mal zurück in die Stadt fahren, da sich sein Schlüsselbund zusammen mit seinen Einkäufen in der Küche befand. Vermutlich hatte Laval sie längst ‚verlegt‘. Missmutig schüttelte Sevy den Kopf über seine eigene Dummheit.

»Erzähle.«

Laval räusperte sich. »Für uns Geisterwesen ist die Villa wie ein Gefängnis. Wir können das Haus nicht verlassen, können nicht durch die Tür hinaus.«

»Dann springt aus dem Fenster«, schlug Sevy vor.

»Darf ich weitererzählen?«, empörte sich Laval. »Danke. Also, wir können nicht raus. Egal, ob Kobold, Pixie, Leprechaun, Zwerg oder Heinzelmännchen: Kein Geisterwesen, das erst mal in der Villa ist, kann wieder hinaus.«

»Tatsächlich?«, fragte Sevy, dabei darauf achtend, dass pures Desinteresse im Tonfall mitschwang.

»Ja!«, erwiderte Laval, der die Rückfrage als ehrliche Anteilnahme fehlinterpretierte. »Der Grund ist, dass vor etwa achtzig Jahren der persönliche Schutzgeist von Alfons Herder vor einer Troll-Übermacht fliehen musste.«

»Aha.«

»Das sind böse Geisterwesen, weißt du.«

»Hm.«

»Und Alfons Herder hat das Haus gebaut.«

»Interessant.«

»Nun, nicht selbst natürlich, aber er hat es bezahlt.«

»Klar.« Mit einem größeren Stein zeichnete Sevy eine kleine Gestalt, nicht unähnlich einem gewissen Kobold, in den Kies. Er versah den Hals mit einer Schlinge und fügte auch das weitere Zubehör eines Galgens hinzu. Seine Stimmung besserte sich schlagartig, und er kicherte leise.

»Also: Irving, der Schutzgeist von Alfons Herder, hatte die Intelligenz eine Gruppe von Trollen beleidigt«, fuhr Laval fort. »Und zwar so ungeschickt, dass die Trolle die Beleidigung auch mitbekamen. Daher wollten sie ihm eine Abreibung verpassen, was Irving wohl nicht toll fand. Und da er gegen so viele Trolle kaum anstinken konnte, sprach er eine Beschwörung aus, sobald er durch die Haustür gerannt war. Damit wurde das Haus undurchlässig für böse Geisterwesen. Sie konnten nicht hinein. Und Irving war sicher.«

»Solange er nicht aus dem Haus ging«, gab Sevy zu bedenken.

»Genau da liegt das Problem«, erwiderte Laval. »Denn leider war er nicht sehr gut in Zaubersprüchen.«

»Warum bin ich nicht überrascht?«, murmelte Sevy.

»Zwar können die bösen Geisterwesen nun nicht mehr herein – außer der Hausbesitzer lädt sie explizit dazu ein –, aber dafür können ...«

»Moment«, unterbrach Sevy den Kobold. »Mit Einladung können die bösen Geisterwesen trotzdem herein?«

»Das habe ich doch gerade gesagt«, erklärte Laval ungeduldig. »Du musst mir schon zuhören!«

»Aber nur, wenn *ich* sie einlade?«

»Ja-ha! Aber so dumm wirst du ja wohl nicht sein. Oder?« Er pausierte, doch Sevy sprang nicht auf die implizite Herausforderung an. »Wobei das gar nicht das eigentliche Problem ist. Viel schlimmer ist, dass gute Geisterwesen, die einmal die Villa betreten haben, sie nicht mehr verlassen können. Sie sind hier gefangen. Ich bin hier gefangen. Wir, also die guten Geisterwesen, können einfach hinein und brauchen keine Einladung.«

»Du willst mir nicht ernsthaft erzählen, dass du zu den als ‚gut‘ eingestuften Exemplaren eurer Sippe gehörst«, warf Sevy ein. »Du klast dauernd meine Sachen, sperrst mich aus und machst einen Sauhaufen aus meinem Haus.«

»Das ist mein Job«, erwiderte Laval gekränkt. »Ich bin dafür verantwortlich! Das machen wir Schlüsselgeister halt so: Wir verlegen die Schlüssel. Die Menschen verzweifeln dann und wundern sich über ihre eigene Dummheit.«

»Toller Job. Leider hast du zwei Dinge übersehen.«

»Was?« Wirkliches Interesse sprach aus Lavals Tonfall.

Sevy drehte sich um und sah die großen, grünen Augen durch den Briefschlitz schielen. »Erstens sollte man dich nicht bemerken, wenn du die Schlüssel stiehlt! Da hat bei dir wohl die Ausbildung versagt.«

Laval verengte die Augen.

»Zweitens verlegt kein Mensch innerhalb von fünfzehn Minuten dreimal seinen Schlüssel! Bei dem Thema Intelligenz solltest du nicht von dir auf andere schließen.«

Einen kurzen Moment lang verharrte Laval noch, dann schloss sich der Briefkastenschlitz. Beleidigt vor sich hin schimpfend, verklangen die Schritte des Kobolds auf dem Weg tiefer in das Hausinnere.

»Na, super«, murmelte Sevy. Dann wandte er sich wieder den nach und nach aufleuchtenden Sternen zu.

»Nicht alle Menschen können uns sehen – normalerweise«, erklärte Laval, als er Sevy nach weiteren zehn Minuten hineinließ. »Aber die Menschenleere hier vereinfacht das Ganze. Naturnähe und so ...« Er wedelte unbestimmt mit den Händen. »Keine Ahnung wie das genau funktioniert. Auf jeden Fall werden Menschen dann offener und sehen uns leichter. Außerdem wohnen wir hier auf ewig, da geben wir uns nicht mehr ganz so viel Mühe mit dem Nicht-Auffallen.«

»Ach so! Und ich dachte, deine Unfähigkeit diesbezüglich sei einfach nur auf dein mangelndes Talent zurückzuführen«, erwiderte Sevy, die Tür hinter sich schließend.

»Und dass ich so oft versucht habe, deinen Schlüssel zu verlegen, liegt einfach daran, dass ich einen Soll zu erfüllen habe«, überhörte Laval den Einwand.

»Einen Soll?«

Laval nickte. »Ich muss im Schnitt jede Woche einmal die Schlüssel verlegen.«

»Aber ...?«, dehnte Sevy seine Frage. »Du hast es öfter gemacht, weil du ein verkappter Streber bist?«

»Ich hatte halt ein paarmal nachzuholen«, schmolte der Kobold.

Als sie die Küche betraten, öffnete Knut den Kühlschrank ein Stück weiter und zeigte grinsend seine immer noch weißen Zähne.

»Sehr schön«, kommentierte Sevy.

»Wenn wir unseren benötigten Schnitt über längere Zeit nicht schaffen, werden wir bestraft«, erklärte Laval, und ein Schaudern wanderte sein Rückgrat entlang. Sein Gewand erzitterte, und er zog den Kopf ein, sodass

sich zum ersten Mal etwas bildete, das einem Kinn ähnlich sah. »Es ist wie eine Krankheit, die uns dann befällt.«

»Interessant«, erwiderte Sevy mit erwachtem Interesse. »Hört sich nach einer Art Entzugerscheinung an. Da ich die einzigen Schlüssel hier habe, könnte ich dich also in arge Probleme bringen, wenn ich sie nicht mehr aus den Augen lasse?«

Wahre Panik zeichnete sich in Laval's Zügen ab und Sevy beruhigte ihn schnell: »Keine Sorge, das werde ich nicht tun. Du wirst deine Chancen zum Begehen weiterer krimineller Taten schon bekommen.«

»Ich kann doch nichts dafür«, beklagte sich Laval, vor Schock den Tränen nahe. »Ich muss. Wie Knut.«

»Was ist denn Knuts Problem? Außer, dass er Farbe anstatt Zahncreme benutzt.«

»Seine Aufgabe ist es, ab und zu den Kühlschrank aufzumachen. Damit die Menschen sich über ihre eigene Vergesslichkeit ärgern.«

»Ab und zu?«

Laval zuckte die Schultern.

»Darf ich mall!«

Eine ungeduldige Stimme ließ Sevy hinter sich schauen, nur um erschrocken vor dem dort stehenden Wesen zurückzuweichen. »Mein Gott! Wer hat denn dich so zugerichtet?«

Mit ausdruckslosem Gesicht sah die etwa ein Meter große Gestalt ihn an. Das zerfurchte und gelbliche Gesicht (es war im Gegensatz zu Laval's eher länglich) schien dem eines Achtzigjährigen gleich – wäre da nicht die riesengroße Nase gewesen, deren disproportionalen Ausmaßen lediglich die Ohren das Wasser reichen konnten. Das Wesen trug ein ... nun, vermutlich sollte es ein langes Gewand sein. Bis auf den Boden reichte das nur noch aus Fetzen bestehende braune Kleidungsstück. Darunter schauten große, behaarte und erschreckend dreckige Füße hervor.

Ohne sich weiter mit Sevy zu befassen, versuchte das Wesen die längst trockene Farbe vom Boden aufzuwischen. Da es den Flecken ausschließlich mit Wasser zu Leibe rückte, schien das Vorhaben ziemlich

aussichtslos. Doch offensichtlich störte dies die abstoßende Gestalt nicht: Mit wahrhaftiger Gier stürzte er sich auf die Farbleckse.

»Und das ist?«, fragte Sevy.

»Heimlich, unsere Hausputze ... Wie geht's so, Heimlich?« Laval stupste das Wesen grob an, das daraufhin stürzte. Laval kicherte.

»Hey!«, regte Sevy sich anstelle von Heimlich auf. Denn der ließ die Schmach stoisch über sich ergehen und griff nach dem fallengelassenen Putzlappen.

»Ach, den stört das nicht«, meinte Laval. »Er ist ein Heinzelmännchen. Die sind dafür da, alles in Ordnung zu bringen. Sie räumen hinter uns anderen Geisterwesen auf. Sie sind ziemlich unterwürfig, verstehst du? Es gefällt Heimlich bestimmt, wenn ich ihn umwerfe.«

Entgeistert sah Sevy den Kobold an, dann stieß er ihn unvermittelt von den Füßen. Mit vor Verwunderung aufgerissenen Augen landete Laval auf dem Allerwertesten.

»Wie? Nicht schön?«, wollte Sevy wissen. »Ich dachte nur: Wenn es Heimlich so gut gefällt, dann dir vielleicht auch?«

Beleidigt stand Laval auf und schlurfte davon, wütend vor sich hin murmelnd. Unter anderem glaubte Sevy das Wort ‚Arschloch‘ herausgehört zu haben, doch er ließ Laval ohne weitere Maßregelung ziehen.

»Nun, Heimlich ...«, begann Sevy.

Keine Reaktion.

»Erst mal danke, dass du hier aufräumst. Sehr freundlich, wirklich. Kann ich dir was anbieten? Etwas zu essen oder zu trinken, vielleicht? Du siehst etwas ...«, er hielt inne und überlegte. »Nun, *abgewrackt* ist kein nettes Wort. Und *verbraucht* ebenso wenig. Also sagen wir lieber *vernachlässigt*. Du siehst vernachlässigt aus.«

»Alles Schuld von anderen«, murmelte Heimlich, niemanden im Speziellen ansprechend. »Hasse Kobolde, hasse alle. Machen Dreck. Laut. Nervig.«

»Treffend zusammengefasst«, stimmte Sevy zu.

»Und nun auch noch Mensch«, klagte Heimlich weiter. »Hässlicher, ekelhafter Mensch.«

Sevy verzog den Mund. Heimlichs Punktstand auf der Sympathieskala schnellte auf null zurück. Offensichtlich hatte Sevy auch in seiner dritten neuen Bekanntschaft des Tages keinen Freund gefunden.

Nun, dachte er, die Achseln zuckend, *Freundschaften werden in der Regel eh überbewertet.*

Ein Stoß in seine Kniekehlen ließ ihn herumfahren. Dort stand Laval, der sich mit aller Kraft gegen seine Beine stemmte.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Sevy.

Wütend sah Laval ihn an. »Du sollst fallen!«

»Gar nicht nachtragend, oder?«

»Was?«

»Oh, Entschuldigung, Fremdwort.« Mit einem Seufzen ließ Sevy sich umständlich auf den Boden nieder. »Zufrieden?«

Glücklich nickte Laval.

»Ihr seid wirklich ein anstrengender Haufen«, stellte Sevy fest. »Da kann ich mich glücklich preisen, dass ihr nur so wenige seid.«

»Stimmt«, erwiderte Laval, während Sevy sich auf den Weg ins Obergeschoss machte. Er hörte den Kobold nicht mehr, als dieser seinen Satz vervollständigte: »Stimmt ... Die anderen schlafen ja noch.«

Dann griff Laval nach einer der noch nicht gänzlich leeren Farbtuben und begann den stoischen Heimlich gewissenhaft mit schwungvollen Mustern zu verzieren.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/